

Die Wolgadeutschen

Ihr Werden
und ihr Todesweg

von Johannes Schleuning

Kranzverlag, Berlin SW 68

Die Wolgadeutschen

Ihr Werden und ihr Todesweg

Von Johannes Schleuning

Copyright 1932 by Kranzverlag, Berlin SW 68.

Einleitung

Immer noch geht das deutsche Volk in seiner großen Mehrheit achtlos an dem Schicksal eines Volksstammes vorüber, dem von der Vorsehung bestimmt war, auf Tausende von Kilometern vom Mutterlande getrennt, umgeben von slawischen und asiatischen Volksstämmen, sich in ungeheurer zähem Kampf eine neue Heimat und aus einer asiatischen Wildnis eine Kornkammer Rußlands zu schaffen. Dem aber ebenso bestimmt war, ein so unerhörtes Maß von Leiden auf sich zu nehmen und schließlich einen Todesweg anzutreten, der einzig in der Geschichte aller Völker und Zeiten da-
steht.

Seit fast 1½ Jahrzehnten sind ein paar deutsche Männer unermüdlich dabei, die deutschen Gewissen zu wecken, die Herzen aufzurütteln und zu erwärmen für das Schicksal dieser unglücklichen Volksgenossen. Sie durften sich hier und da sagen, daß ihre Arbeit und ihre Bemühungen nicht ganz vergeblich waren. Aber wenn sie dann die Briefe ihrer Landsleute aus Rußland lesen, aus denen sie das Schluchzen verhungerner und erfrierender Kinder, das Todesröcheln der in Sklavenarbeit zusammenbrechenden Männer und Frauen, die Sehnsuchtschreie gewaltsam auseinandergerissener Familienglieder heraus hören, dann kommt es ihnen erschütternd zum Bewußtsein, wie unzulänglich all die bisherige Aufklärung, wie wenig das noch Gemeingut ist, was jedes Kind in Deutschland wissen sollte. Und wenn sie vollends immer wieder feststellen dürfen, daß diese Sterbenden immer noch an die kommende Hilfe aus Deutschland wie an Gott glauben, dann empfinden diese paar Männer die Gleichgültigkeit des deutschen Volkes als ein ungeheures Verbrechen vor der Geschichte. Denken sie dann noch daran, daß es Duzende von deutschen Zeitungen gibt, die jeden Tag viele Spalten für Sensationsnachrichten zur Verfügung haben und keinen Raum für die Berichte über das Schicksal unserer immer noch eine Million zählenden Brüder in Rußland, dann steigt ihnen die

Schamröte über den Tiefstand des Volksbewußtseins in der Heimat ins Gesicht und sie möchten sich am liebsten verbittert vom Kampfplatz zurückziehen. Und doch dürfen sie nicht schweigen, sie müssen den fast aussichtslosen Aufklärungskampf immer wieder von neuem beginnen und dürfen trotz aller Enttäuschungen nicht müde werden, an das Schicksal der Brüder in Rußland zu erinnern. Steine müßten reden, wenn sie schwiegen.

Ein Weckruf an das deutsche Volk wollen auch die folgenden Zeilen wieder sein. Sie sind der wesentliche Inhalt dessen, was der Verfasser ausführte in seinem Vortrag bei der großen öffentlichen Kundgebung des „Deutschen Bundes zum Schutze der abendländischen Kultur“ am 30. Mai 1932 im „Clou“ in Berlin*), die unter dem Thema stand: „Der Notruf der Wolgadeutschen — die Antwort der deutschen Christenheit.“ Auf dicht gedrängtem Raum soll das deutsche Volk auf das tragische Geschick der Rußlanddeutschen aufmerksam gemacht werden. Das geschieht in der Hoffnung, daß viele, die durch die folgenden Zeilen aus ihrer Gleichgültigkeit aufgeweckt, sich weiter um das Schicksal der Brüder kümmern werden, daß sie gelegentlich auch nach den Schriften greifen, die ausführlicher einführen in die Geschichte des Rußlanddeutschtums, und daß sie daraus erkennen, daß unser Volk diesen Stammesgenossen gegenüber vor Gott und der Geschichte eine heilige Verantwortung und Verpflichtung trägt . . .

Auf den folgenden Seiten wird nur das Wolgadeutschtum behandelt. Das Rußlanddeutschtum aber ist größer als das Wolgadeutschtum. Es erstreckt sich über ganz Rußland, und es hat eine jahrhundertealte Geschichte. Es hat seine Anfänge bereits im 15. und 16. Jahrhundert. Ende des 17. Jahrhunderts ist bereits in Moskau ein ganzes deutsches Viertel mit einer eigenen evangelisch-lutherischen deutschen Kirche. In Petersburg ist das Deutschtum schon bei Gründung dieser Stadt (1703) von bedeutendem Einfluß. Die Schulen der Deutschen wurden grundlegend für das Bildungswesen in Rußland. Die erste Zeitung in Petersburg erschien in deutscher Sprache und behauptete sich bis zum Weltkrieg. Die deutschen Gemeinden dieser einen Stadt zählten bei Ausbruch des Weltkrieges 70 000 Seelen.

Ein neues Blatt in der Geschichte des Rußlanddeutschtums beginnt mit der Regierungszeit Katharina II., die mit planmäßiger

*) Der dort gehaltene Vortrag ist hier nach seiner geschichtlichen Seite hin wesentlich ergänzt worden.

Besiedelung weiter russischer Gebiete mit Deutschen begann. Unter ihrer Herrschaft wird das Wolgagebiet besiedelt (1763—67). Ihr Nachfolger, Alexander I., setzt diese deutsche Siedlungstätigkeit fort. Es entstehen die Siedlungen im Schwarzmeergebiet bei Odessa, in Taurien, in Transkaukasien. Im 19. Jahrhundert dehnen diese Siedlungen sich immer weiter aus. Weite Flächen des Nordkaukasus und Sibiriens werden von den Alt-Kolonien im Wolgagebiet und Südrußland kolonisiert. Bei Ausbruch des Weltkrieges verteilte sich das Deutschtum über ganz Rußland wie folgt:

Das älteste und geschlossenste Kolonistengebiet, unter Katharina II. in den Jahren 1763—67 gegründet, befindet sich an der mittleren Wolga, in den Gouvernements Saratow und Samara, längs den beiden Wolgaufern. In 204 großen Dörfern (Kolonien) von durchschnittlich 3000 Seelen und etwa 150 Chutors (ein paar Höfe) wohnten dort etwa 600 000 Deutsche, die 2½ Millionen Hektar Land besaßen. Neben der Landwirtschaft blühten hier vor dem Kriege Handel und Industrie.

In Kongreßpolen begann die Kolonisation bereits im 13. Jahrhundert und dauerte bis in die Neuzeit fort. Besonders stark war sie während der Regierung Friedrichs des Großen und dann wieder im 19. Jahrhundert. Vor dem Kriege gab es da rund 400 000 deutsche Siedler — größtenteils Pächter —, mit den Städtlern 700 000 Deutsche! Dies Gebiet gehört jetzt zu Polen.

Von Polen aus, vielfach durch Auswanderer direkt aus Deutschland, wurde das an Polen angrenzende südliche Gebiet, Wolhynien, im 19. Jahrhundert besiedelt, und seine Wälder und Sümpfe urbar gemacht. Hier lebten gegen 300 000 deutsche Pächter und Kleingrundbesitzer. Die Hälfte davon gehört heute zu Polen, die andere Hälfte zu Sowjetrußland.

Südrußland (Bessarabien, Cherson, Taurien, Jekaterinoslaw und das Dongebiet) ist zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts unter Alexander I. besiedelt worden. Hier wohnten in größeren und kleineren Gebieten über 600 000 deutsche Bauern, die gegen 5 Millionen Hektar Land besaßen. Bessarabien gehört heute mit über 100 000 Deutschen zu Rumänien, die andern Gebiete im wesentlichen zur Ukraine.

Zwei Gruppen befinden sich im Kaukasus: die Gruppe des Nordkaukasus, die hauptsächlich von Siedlern aus den anderen schon überfüllten Kolonien (Wolga- und Schwarzmeergebiet) angelegt ist und etwa 50 000 Seelen zählte, und die transkaukasische Gruppe, reine Schwabenskolonien, ebenfalls unter Alexander I. angelegt, die mit 8000 Städtlern (Tiflis und Baku) etwa 22 000 Seelen umfaßte.

In Sibirien lebten etwa 100 000 Kolonisten, die im Laufe der letzten Jahrzehnte vor dem Kriege aus den Wolgakolonien und den Kolonien des Schwarzmeergebiets dahin auswanderten. Dann ist noch die Petersburger Gruppe zu erwähnen mit etwa 20 000 Seelen in 47 Kolonien, von denen 13 von den Auswanderern, die Katharina II. zur Besiedlung des Wolgagebietes berief, in den Jahren 1764—65 angelegt wurden.

Wenn wir im folgenden das Wolgagebiet herausgreifen, so geschieht das, weil es sich hier um die geschlossenste und älteste deutsche Siedlung im Innern des russischen Reiches handelt, die nicht nur in den 1½ Jahrhunderten vor dem Kriege ihre ausgeprägte Eigenart hatte, sondern die vor allem unter dem Bolschewismus zu Experimenten unerhörtester Art mißbraucht und dadurch auf einen Leidensweg, der seinesgleichen nicht hat, gestellt wurde. Zwingen die Machthaber Rußlands unsere Volksgenossen, diesen Weg weiter zu gehen, und wird ihnen die rettende Hand des eigenen Volkes sich nicht entgegenstrecken, dann muß dieser Weg im Abgrund, also mit völliger Vernichtung dieses zähen deutschen Volksstammes, enden. Was wir hier aber von der Not der Wolgadeutschen sagen, gilt in demselben Maße von den übrigen rußlanddeutschen Gebieten. Wir können nicht glauben, daß unser Volk dauernd schweigen kann zu dem, was an unseren Volksgenossen in Sowjetrußland verbrochen wird, darum und nur darum wagen wir doch noch auf Abwendung des letzten furchtbaren Geschicks zu hoffen . . . Aus diesem Wagnis heraus werden wir nicht müde, auf den Todesweg unserer Landsleute hinzuweisen. Auch wenn nur ein Teil von ihnen gerettet werden sollte, hat diese Mühe sich gelohnt . . .

Zur Entstehungsgeschichte des Wolgadeutschtums

Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts war die mittlere und untere Wolga, besonders die weiten Flächen und Steppen des Ostufers, selbst der russischen Regierung eine noch wenig bekannte Wildnis. Man kannte die Gegend nur nach den wilden Mongolenstämmen, Tataren, Kirgisen, Kalmücken und dem Räubergesindel, das von dort aus Rußland unsicher machte. Der Räuberhauptmann Stenka Rasin beherrschte jahrelang die Wolga. Andere Räuberbanden setzten seine Methode im 17. und 18. Jahrhundert fort. Zuverlässige Karten über dies Gebiet gab's noch nicht. Einzelne Versuche, die Gegend mit russischen Kolonisten zu besiedeln, mißlangen, da die angesiedelten Russen sich entweder selbst zum Raubgesindel schlugen oder wieder ins Innere Rußlands zurückkehrten. Da richtete Katharina II., die deutsche Prinzessin auf russischem Sarenthron, ihren Blick nach dem Westen. Sie kannte das Wanderblut und den zähen Unternehmergeist ihrer gewesenen Landsleute. Deutsche sollten kommen, um einen Schutzwall gegen den stets unsicheren Osten zu bilden und die öde Wildnis zu Kulturboden umzugestalten. Sie veröffentlichte im Jahre 1762 ein Manifest, in dem sie die Ausländer zur Auswanderung in ihr großes, weites Land aufforderte. Aber merkwürdig — das Manifest fand keinen Widerhall. Die Siedler blieben aus. Den Grund für den Mißerfolg dieses ersten Manifestes gibt Katharina II. selbst an in ihrem zweiten Manifest, jenem grundlegenden Staatsakt, auf den hin die Voreltern der Wolgadeutschen ihre alte Heimat verließen, um sich in Rußland eine neue zu schaffen. Im ersten Manifest waren nur Versprechungen allgemeiner Art gegeben worden, ohne daß die Rechte der Einwanderer im einzelnen festgelegt worden wären. In dem Manifest vom 22. Juli 1763 wurde das Versäumte nachgeholt. In feierlichem Erlaß werden die Rechte der künftigen Ansiedler vor ganz Europa unter zarischem Siegel dargelegt. Dies Manifest ist zum Schicksal der späteren Wolgadeutschen geworden. Es ist ein geschichtliches Dokument ersten Ranges.

Folgende Bestimmungen des Manifestes mußten besondere Werbekraft besitzen: Die großen russischen Ländereien mit ihrem Reichtum und ihrer für den Handel angeblich so bequemen Lage wurden den Kolonisten zur freien Wahl gestellt. Es wurde freie Wahl des Wohnorts, des Berufes und freie Religionsübung zugesagt. Den Unbemittelten wurden die Reisekosten versprochen. Zum Häuserbau und zur Anschaffung von Inventar sollte ein Vorschuß gewährt werden. Den Kolonien wurde die Selbstverwaltung und

innere Jurisdiktion und erforderlichenfalls eine Schutztruppe zugesichert; ferner Befreiung vom Militärdienst und freie Rückwanderung. Weitere Privilegien wurden auf Grund besonderer Verhandlungen in Aussicht gestellt und alle Privilegien auf die Nachkommenschaft „für ewige Zeiten“ ausgedehnt.

Man versetze sich in jene Zeit zurück. Der Siebenjährige Krieg war eben zu Ende. Viele deutsche Gebiete waren verwüstet. Landwirtschaft, Handwerk, Handel — alles lag darnieder. Alle waren an die unsicheren Kriegszustände gewöhnt, und nur wenige setzten Vertrauen in den Frieden. Da wandte sich unwillkürlich der Blick in die Fremde. Mancher hatte schon zum Wandertabe gegriffen und war mit den Seinen in die Fremde gegangen — nach Polen, nach Ungarn, nach Amerika. — Da kam dies Manifest . . .

Um die Werbung mit mehr Nachdruck zu betreiben, wurden besondere Auswandereragenten und Kommissare angestellt, die das Manifest „erläuterten“ und das dort Versprochene noch weit überboten. Aber auch mit privaten Unternehmern, oft recht zügellosen Elementen, schloß die russische Regierung gegen Zusicherung besonderer Rechte in den neuen Siedlungen und Gewährung einer Pauschalsumme Verträge ab. In den glänzendsten Farben wurde das ferne Zarenreich geschildert, paradiesische Zustände und goldene Berge in Aussicht gestellt. Kein Wunder, daß die verarmten kriegsmüden Bewohner der deutschen Länder aufhörten und pochenden Herzens den Schilderungen lauschten. Bald meldeten sich denn auch die Auswanderer auf den verschiedenen Sammelplätzen in Scharen. Alle Berufsarten waren unter den Auswanderern vertreten: Bauern, Handwerker, Soldaten, Offiziere, Ärzte, Studenten, Edelleute, Künstler. Hatte doch das Manifest ihnen allen die Ausübung ihres besonderen Berufes in Rußland in Aussicht gestellt. In allen Staaten des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation greift die Bewegung um sich, besonders stark aber am Rhein. Pfälzer, Hessen, Schwaben, Sachsen greifen zum Wandertab in dem festen Glauben an eine bessere Zukunft in Rußland. Alle in damaliger Zeit nur möglichen Garantien hatten sie ja. Sie hatten das Manifest der Zarin, die als Deutsche ihr besonderes Vertrauen genoß. Sie hatten weiter förmliche Kontrakte mit den russischen Auswanderungskommissaren geschlossen. Eine Vereinbarung wurde von beiden Seiten unterschrieben und in zwei gedruckten Exemplaren gewechselt. Soweit Auswanderer jemals Garantien für ihre rechtliche und wirtschaftliche Lage im neuerwählten Lande besaßen, hatten sie diese Kolonisten. So sind denn in den Jahren 1764—67 über 8000 Familien mit 27 000 Seelen im Wolgagebiet angekommen. Die

Zahl der Auswanderer ist natürlich bedeutend größer, da ein großer Teil auf der langen beschwerlichen Reise in die ferne Wildnis umkam.

Denn schwer war der Weg ins gelobte Land. Über Lübeck — oder Danzig — gingen die einzelnen Transporte über See nach Kronstadt und Oranienbaum. Die Seereise dauerte in einzelnen Fällen bis 6 Wochen. In Oranienbaum mußten die Auswanderer wochenlang kampieren. Hier wurde ihr künftiges Schicksal entschieden — für viele eine bittere Enttäuschung, über die sie ihr ganzes Leben nicht hinwegkamen. Die Wolgagegend wurde zu ihrer neuen Heimat bestimmt und die „Ausländer“ sollten als Bauern jene wilde Gegend urbar machen und dadurch der Kultur erschließen. Die Kommissare hatten von der Tutel = Kanzlei — so hieß die oberste Verwaltungsbehörde der Kolonisten in Petersburg — den Auftrag erhalten, die Kolonisten „zu bewegen“, in jenes menschenleere Gebiet zu gehen und sich als Beruf den Ackerbau zu wählen. Welche Enttäuschung für die, die sich in den Städten als Handwerker und Kaufleute niederlassen oder als Offiziere der Regierung ihre Dienste anbieten wollten!

Gründung der Kolonien und Not der ersten Jahre

Am 29. Juni 1764 trafen die ersten Kolonisten — die Gründer der Kolonie Dobrinka — an ihrem Bestimmungsort an der Wolga ein. Mit großer Mühsal und schweren Entbehrungen war die Reise verbunden. Wochen — monatelang mußte sie oft unterbrochen werden. Infolge der russischen Weglosigkeit und des kalten Winters mußten sie in russischen Dörfern überwintern. Welche körperlichen und seelischen Leiden das für die deutschen Auswanderer mit sich brachte, läßt sich kaum schildern. Welch ein Empfang für die Auswanderer aus den schönen Rheingauen Deutschlands!

Vom Sommer 1764 bis 1767 kamen während der ganzen Frühlings- und Sommerzeit fortgesetzt neue Partien an. Viele von ihnen waren über ein Jahr unterwegs. Saratow, damals kleiner und unansehnlicher als so manche heutige Kolonie, war der Sammel- und Durchgangsort aller Kolonisten. Hier blieben etwa 78 Handwerker zurück. Alle anderen wurden in großen Partien in die Wildnis abgeschoben. Alle Berichte bezeugen einstimmig die große Enttäuschung, die sich der Ankömmlinge bemächtigte. Man stelle sich bloß ihre seelische Verfassung vor. Fertige Häuser, Geräte, reichliche und beste Nahrungsmittel waren ihnen in Aussicht gestellt worden.

Und in Wirklichkeit machten sie schließlich in einer Wildnis halt, wo nicht nur keine Spur von menschlichen Wohnungen, sondern weder Weg noch Steg war, und bekamen den Bescheid: Hier ist Euere neue Heimat. „Ist das das Paradies?“ fragte mit bitterer Ironie ein Einwanderer (es war der erste Chronist und Geschichtsschreiber der Wolgadeutschen Züge) seinen Genossen. „Ja,“ antwortete dieser erschüttert, „aber das verlorene“*).

War die Reise schon über alle Erwartungen schwer und entbehrungsreich gewesen, so hatte die Kolonisten doch noch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft an ihrem Bestimmungsort aufrechtgehalten. Aber an der Wolga, ihrer „neuen Heimat“, angelangt, sollte für sie erst die eigentliche Leidenszeit beginnen. Selten ist ein Land unter so schweren Verhältnissen und unter solchen Opfern der Kultur erschlossen worden wie das Wolgagebiet. Selten standen Kolonisatoren so oft völlig ratlos und bis zur äußersten Verzweiflung getrieben vor ihren Aufgaben wie die deutschen Auswanderer am Wolgaström.

Die erste bittere Enttäuschung in der „neuen Heimat“ war die Wohnungslosigkeit. Sie kamen in eine Wildnis, die von kniehohem Gras bewachsen und von Schlangen und Wölfen bewohnt war. Sie mußten die ersten Nächte unter freiem Himmel oder in Zelten kampieren. Selbst das versprochene Baumaterial war nicht vorhanden. Wie sollten sie sich in dem rauhen Klima vor der Kälte schützen! Die Not ist ein harter Lehrmeister. Sie lehrte auch die neuen Ansiedler. Sie mußten sich für die erste Zeit, wie die Kalmücken und Tartaren, notdürftige Erdhütten errichten. Es dauerte oft 2 bis 3 Jahre, bis sie die Erdhütten mit einem Wohnhause, das ihren deutschen Anforderungen entsprach, vertauschen konnten. Ein alter Kolonist, der Schulmeister Anton Schneider aus Pfannenstiel, schildert dies Leben in den Erdhütten wie folgt**):

„An Holz zur Heizung der Erdhütten war kein Mangel, denn dieses stand ihnen überflüssig um ihre Erdhütten da; denn sie lagerten sich meistens in Krümmungen und Niederungen, wo sie Schutz und Schirm zu haben hofften. Was sie aber bei dieser Vorsicht auf der einen Seite zu gewinnen suchten, um das wurden

*) Die Bezeichnung „Paradies“ für das ferne unbekannte Rußland ist also durchaus keine Originalerfindung der Kommunisten. Deutsche fielen schon vor fast 200 Jahren darauf hinein, wenn sie auch ein größeres Recht hatten, an ein solches „Paradies“ zu glauben, als diejenigen, die heute trotz aller Aufklärung über die wahren Verhältnisse in Sowjetrußland immer noch an ein „Arbeiter-Paradies“ im Osten glauben.

***) Vergleiche Beraß, Gottlieb: „Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga in ihrer Entstehung und ersten Entwicklung.“ Saratow 1915.

sie auf der anderen Seite jämmerlich betrogen und fast unleidlich heimgesucht: denn im nächsten Frühjahr beim Abgange des Schnees überschwemmte dasselbe ihr ganzes Hüttenlager, daß sie kaum mit dem Leben davon gekommen sind. Den Winter hindurch lebten sie kümmerlich und in äußerster Not . . . Die düsteren Wintertage und die ewig lang dauernden Nächte wollten gar kein Ende nehmen. In der weiten Steppe, ganz von menschlichen Lebewesen entfernt, mangelte es auch noch bisweilen an den Lebensmitteln. Dieses und noch mehreres wurde ihnen bei ihrem langen Harren bitter und herbe.“

In dieser Hoffnungslosigkeit und zum Teil völligen Verzweiflung sollten sie nun an ihr kolonisationswerk gehen und die Wildnis zu Kornfeldern umgestalten, sie, von denen viele zum ersten Male in ihrem Leben praktische Landwirtschaft betrieben. Klima und Bodenverhältnisse waren ihnen ebenfalls unbekannt. Die Ackerbaugeräte fehlten entweder ganz oder waren nur in geringer Anzahl vorhanden. Die Saat wurde ihnen oft mit monatelanger Verspätung von der Saratower Behörde ausgeliefert. Hierzu kam gerade damals eine Reihe heißer ganz besonders trockener Sommer in dem schon ohnehin trockenen Klima. Kein Wunder, daß sie unter diesen Umständen Mißernte auf Mißernte erlebten und die ersten Jahre immer wieder auf Dorschüsse der Behörde angewiesen waren und dadurch immer tiefer in Schulden gerieten. Das rauhe Klima mit seinem schroffen Temperaturwechsel, heiß und trocken im Sommer, kalt und stürmisch im Winter, wirkte besonders auch auf die Gesundheit der Kolonisten verheerend. Ein typhusartiges Fieber (*Calida febris* nennen es die Kirchenbücher), das in einzelnen Gegenden auch heute noch nicht ganz ausgerottet ist, wütete erbarmungslos unter den Einsiedlern und raffte in den ersten Jahren Tausende hinweg. Ganze Familien sind ausgestorben. Wilde Tiere, besonders Wölfe, in einigen Gegenden auch Schlangen, machten die Arbeit auf dem Felde unsicher. Das Furchtbarste aber, das die armen Kolonisten stets in Angst und Schrecken hielt, waren die Räuberbanden und die wilden Asiatenstämme der Baschkiren und Kalmücken, vor allem aber die Kirgisenerüberfälle. Das kümmerlich und schwer erworbene Inventar — das Lebende sowohl als auch das tote — die geringen Lebensmittelvorräte und notdürftigen Kleider konnten ihnen jeden Augenblick gestohlen werden. So mußten sie stets zittern sowohl vor dem nächtlich schleichenden Dieb als auch vor den am hellen Tage überfallenden bewaffneten Räuberbanden. Ganze Dörfer sind zerstört und die Einwohner getötet, teils in die Sklaverei verkauft worden. Unermeßlich sind die Leiden,

die den Kolonisten im Laufe vieler Jahrzehnte von diesen Räubern verursacht wurden. Besonders schwer aber waren die Pugatschew'schen Überfälle im Jahre 1774. Ein großer Teil der deutschen Dörfer ist geplündert, die Männer, die sich zur Wehr setzten, sind elend hingerichtet und die Häuser angezündet worden. Angst und Entsetzen gingen damals durch die jungen Kolonien, die alle dem Untergange geweiht schienen.

In diesen Jahren sind etwa 1200 Kolonisten in kirgisische Gefangenschaft geraten, die Zahl der Getöteten läßt sich auch nicht annähernd feststellen.

Diese Kolonien glichen einem Heerlager. Sie waren von Wällen und Schützengräben umgeben. Die Kolonisten mußten stets aufs äußerste gefaßt und zum Widerstand auf Tod und Leben bereit sein. Die Männer waren meist bewaffnet und begaben sich nur in größeren Gruppen aufs Feld, um gemeinsam ihre Arbeit zu verrichten und ihr Vieh vor dem Raubgesindel zu schützen. „Im Vergleich zu diesen halbvertierten Wüstlingen“, heißt es in einem alten Bericht*), „schien uns die Furcht und Gefahr vor wilden Tieren gering, obgleich wir stets um dieser letzteren willen genötigt waren, strenge Wache zu halten und dieselben in der Nacht durch fortwährend unterhaltenes Feuer abzuhalten vermochten“. Dieses Leben in steter Gefahr dauerte bis in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. In Verbitterung und Reue wurde der schwere Kampf ums Dasein geführt. In Verbitterung gegen die Regierung, die sie unter falscher Vorspiegelung ins Land gelockt hatte, und in Reue darüber, daß sie ihre alte, jetzt so liebe Heimat verlassen hatten und dem Lockruf gefolgt waren. Die Regierung hatte wohl selbst die Gefahren, in die sie die Kolonisten gestürzt, nicht so recht überschaut und stand nun den ungeheueren Schwierigkeiten machtlos gegenüber. Selbst wo sie jetzt den ehrlichen Willen hatte, das harte Los der Ansiedler zu erleichtern, waren die getroffenen Maßnahmen unzureichend, zum Teil verfehlt. Das *Fürsorgekomitee* in Saratow war zwar gehalten, ihnen helfend, schützend und ratend zur Seite zu stehen, aber es war den großen Aufgaben nur zu oft nicht gewachsen. Auch der zugesagte militärische Schutz war vollkommen ungenügend. Erst nachdem die Kolonisten, die zum Glück noch bewaffnet waren, die nötigen Erfahrungen gemacht hatten, trat allmählich die Wendung zum Besseren ein. Wie groß die Opfer waren, die sie bringen und wie schwer und vernichtend

*) Der Bericht ist abgedruckt bei Bauer, Gottlieb: „Geschichte der deutschen Ansiedler an der Wolga“, Saratow 1908.

die Not war, die sie durchleben mußten, zeigt am deutlichsten folgende Statistik:

Jahr	Familien	Seelenzahl
1765	8000	27 000
1767*)	8000	29 000
1775	5502	23 184
1788	5723	30 962

Wahrhaft erschreckend ist der Rückgang der Seelenzahl zwischen dem letzten Einwanderungsjahr 1767 und dem Jahre 1775. Ein Rückgang der Bevölkerung um fast 6000 Seelen in 8 Jahren. Das sind 20 Prozent. Wahrscheinlich aber dauert der Rückgang der Seelenzahl bis zum Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre, solange die Kirgisienüberfälle anhalten. Jedoch fehlen für diese Zeit die statistischen Daten. Fieber, Räuber, Pugatschew, Kirgisien und Heimweh hatten reichliche Ernte unter ihnen gehalten. Kein Wunder, wenn die Kolonisten während dieser Zeit sich nicht einleben und heimisch fühlen konnten an der Wolga. Sie wollten es auch nicht. Nachdem sie so furchtbar aus ihren Träumen geweckt worden waren, hatten sie nur den einen Wunsch: hinweg aus dieser Wildnis, zurück in die alte Heimat! Das war die Grundstimmung ihres ganzen Lebens. Diese Stimmung mußte zurückwirken auf ihre ganze Arbeit. Alles was sie taten und unternahmen, war nur auf die Gegenwart gerichtet und nicht auf die Zukunft, da sie in steter Bereitschaft zum Aufbruche lebten. Die Enttäuschung und „das unaufhörlich nagende Heimweh, an welchem mancher auch ohne andere Krankheit dahinsiehte“, ließen ihnen keine Ruhe.

Der verschiedene Rückwanderergruppen machten sich schon in den ersten Jahren auf den Heimweg. Aber sie wurden von Kosaken eingeholt und gewaltsam zurückgetrieben. Nur ganz Vereinzelt gelang es, zu entkommen. Daß der Zuzug aus dem Mutterlande in die Wolgakolonien schon vom Jahre 1767 an völlig stockte**), ist neben anderen Gründen auch in den Berichten, die über das furchtbare Schicksal der Ausgewanderten mittlerweile in der Heimat bekannt wurden, zu suchen.

*) Bis zu diesem Jahre dauerte die Einwanderung.

**) Abgesehen von der Herrnhuter Brüdergemeine Sarepta, die bis ins Jahr 1772 Zuzug erhielt.

Die Wendung zum Besseren

Wenn auch die Diebstähle und Überfälle noch auf viele Jahre hinaus die Kolonien unsicher machten, so waren sie doch seltener geworden, da die Kolonisten es inzwischen gelernt hatten, sich zu verteidigen, und auch die Regierung den Kampf gegen das Gesindel energisch aufnahm.

Auch der Boden fing an, bessere Erträge zu geben. Nach den Mißernten der ersten Zeit kamen bessere Jahre, die die Kolonisten ahnen ließen, was aus jenem Boden gemacht werden konnte. Da außerdem alle Versuche, in die Heimat zurückzuwandern, gescheitert waren, und alle Hoffnungen auf die Hilfe des Mutterlandes in den ersten schweren Jahrzehnten begraben werden mußten, stellten sie sich allmählich auf den Boden der harten Tatsachen. Sie lernten, wenn auch zunächst mit innerem Widerstreben, die Wolgagegend als ihre Heimat ansehen. Die dort Geborenen sahen das Wolgabiet schon mit anderen Augen an als die ältere eingewanderte Generation, die zumeist mit ihrem Los unzufrieden ins Grab sank. Sie waren nun auf Gedeih und Verderb auf den Ackerbau angewiesen — das war ihnen in den Jahren der Not klar geworden — daher mußten sie allmählich ihre alten Träume, die sie aus Deutschland mitgebracht hatten, aufgeben. Die „Professionisten“ mußten sich zum Umlernen bequemen. Und sie lernten um, wenn auch langsam und tastend, durch viele Fehlgriffe hindurch und unter Einsatz bitteren Lehrgeldes — aber sie lernten um. Der Professionist und der „adlige Charakter“, sie alle wurden Bauern. Auch die „herrschaftlichen Leute“, die „Lazhosen und Schnallschußträger“ unter den Kolonisten faulenzten nicht, sondern sind nach dem Urteil der „Alten“ die Ersten bei der Arbeit und geben das gute Beispiel. Sie lernen den Boden, der sie nähren soll, näher kennen und besser behandeln, sie lernen sich in die klimatischen Verhältnisse schicken. So geben die von den Russen zuerst notgedrungen übernommenen primitiven Ackerbaugeräte auf und führen neue ein, wie sie in der Heimat gebräuchlich waren. Der Hackenflug, den sie bis 1770 gebrauchten, muß dem deutschen Scharflug, die Sichel der Reffense, der russische unbequeme Stangenwagen dem deutschen Deichsel- und Leiterwagen weichen. Auch in den russischen Werkstätten werden neue Geräte nach deutschem Muster eingeführt, und das Handwerk, soweit es die Bauern nötig brauchten, faßte festen Fuß unter ihnen. Vor allem aber werden ihre Wohnhäuser von Jahr zu Jahr besser. Die Kolonisten steigen aus der Erdhütte hervor. Licht und Sonne ziehen in ihre geräumigen Wohnungen ein, die ganz nach altem

deutschen Brauch eingerichtet werden. Liebe Erinnerungen an die alte Heimat schmücken die Wand. Die deutschen Trachten werden von eigenen Schneidern angefertigt. Bis in die Jahre vor dem Weltkrieg hat sich der lange Rock aus der Biedermeierzeit erhalten. Große Wirtschaftsgebäude werden errichtet. Wassermühlen werden nach Möglichkeit bei jedem Dorf angelegt. Wo das Wasser nicht genügt, werden holländische Windmühlen erbaut. Spinnereien, Webereien, Färbereien, Ölmühlen, Gerbereien und andere große Werkstätten entstehen. Der Tabakbau wird eingeführt und wirft gute Gewinne ab. Die hölzerne Tabakspfeife und die lederne Röhre dazu finden zu Hunderttausenden in der Umgegend der Kolonien Absatz. Auch die Kartoffel wird eingeführt. Ein Sareptaner Kolonist hat sie angeblich als erster in Rußland angepflanzt. Darauf wurde sie bald in allen Kolonien mit Erfolg gepflanzt und von hier in ganz Rußland verbreitet.

Die Hauptaufgabe, der sie sich alle unterzogen — auch wenn sie „nebenbei“ noch ein Handwerk betrieben, war der Kornbau. Nachdem die Kolonisten in dieser Arbeit ihren Beruf erkannt und anerkannt hatten, betrieben sie sie mit so viel Erfolg, daß der Getreideabsatz der Kolonien bereits im 3. Jahrzehnt nach ihrer Ansiedlung die Getreidepreise des ganzen Wolgagebiets günstig beeinflusste. Der Naturforscher und Weltreisende Pallas besuchte im Jahre 1793 die Wolgagegend und konstatierte den großen Fortschritt, den die Kolonien in 20 Jahren — er war im Jahre 1773 in demselben Gebiet gewesen und hatte die Kolonien in trostlosem Zustand gefunden — gemacht hatten. Er schildert den Überfluß an Lebensmitteln in den Wolgastädten, wie Kasan und Saratow, und bemerkt dazu: „Astrachan und mehrere entfernte Städte werden sogar von hier aus mit Getreide versorgt, wozu die deutschen Kolonien nicht wenig beitragen. Diese haben seit 20 Jahren an Wohlstand sowie an Volksmenge beträchtlich zugenommen und sind gleichsam erneuert und umgeschaffen.“ Er gibt die Seelenzahl mit 33 000 an und behauptet, sie schätzten sich glücklich und zufrieden und hätten keinen anderen Wunsch, „als durch Obere, die der deutschen Sprache kundig sind, dirigiert zu werden.“

Ausgestaltung der Selbstverwaltung

Schon in den ersten Jahren des Ansiedlungswerkes wurde in Saratow, dem wirtschaftlichen und geistigen Zentrum der Kolonien, ein „Vormundschaftscomptoir“ (Ökonomiedirektion) als örtliche Verwaltungsbehörde, die der Tutel-Kanzlei in Petersburg unterstellt war, eingerichtet. Diese Behörde hatte sich ausschließlich mit den Kolonien zu befassen. War sie auch mit Mängeln behaftet, so sahen die Kolonien doch in ihr eine Art der ihnen zugesagten Selbstverwaltung verwirklicht. Schwer traf daher die jungen Ansiedler die im Jahre 1772 erfolgte plötzliche Aufhebung des Kontors. In diesem Jahre wurde die Gouvernementsverwaltung im Russischen Reich eingeführt, und die Regierung glaubte den Kolonisten bei dieser Gelegenheit ihre Sonderrechte entziehen zu können. Gegen diese Maßnahme, die ein Wortbruch der Regierung war, wehrten sich die Kolonien hartnäckig. Schwere Ausschreitungen und Mißbräuche aller Art waren die Folge. Die Deutschen verstanden die russische Sprache nicht und sahen sich schutzlos der Willkür preisgegeben. Nach eingehender Revision der Lage der Kolonien und sorgfältiger Prüfung ihrer Bedürfnisse durch den Senator Hablitz erfolgte im Jahre 1798 die Allerhöchste Verordnung, in Saratow eine besondere Behörde für die unmittelbare Verwaltung der Kolonien unter der Bezeichnung „Saratowsches Tutel-Kontor für die ausländischen Ansiedler“ einzurichten. Die Hauptbeamten waren der Oberrichter oder Dirigierende (mußte Allerhöchst bestätigt werden), zwei Beisitzer, ein Sekretär, zwei Ärzte, ein Landmesser und Tradant, ein Buchhalter — sämtlich vom Ministerium zu bestätigen. Die übrigen Beamten konnten unmittelbar vom Kontor ernannt werden. Mit Ausnahme der Kriminalsachen und Streitigkeiten zwischen Deutschen und Russen war das Kontor die höchste Behörde für alle Kolonistenangelegenheiten. Die Gesamtverwaltung der Kolonien baute sich wie folgt auf: 1) an der Spitze der Dorfgemeinde stand das Schulzenamt, 2) 3 bis 16 Dörfer wurden in einem Bezirk (Wolost) vereinigt, an dessen Spitze das Oberschulzenamt stand. Dieses war unmittelbar 3) dem Kontor unterstellt. In allen schweren Fällen der Gerichtsbarkeit in den Kolonien wurde dessen gerichtliche Kompetenz (auf dem Instanzenwege: Dorfgericht, Bezirksgericht, Kontor) angerufen. Im Jahre 1866 wurde die Tätigkeit des Kontors auf Kirchen- und Schulangelegenheiten beschränkt und im Jahre 1876 ganz aufgelöst, nachdem im Jahre 1874 die Befreiung der Kolonisten vom Militärdienst aufgehoben worden war. Damit erhält die innere Jurisdiktion und Selbstverwaltung, die den

Kolonien zur Lebensnotwendigkeit geworden war, ihren Todesstoß. Zum zweitenmal hat die russische Regierung den großen Fehler begangen, den Kolonisten ihre Rechte zu rauben. Im Jahre 1797 hatte sie den Mut, ihren Fehler einzusehen und ihn wieder gut zu machen. 80 Jahre lang blieb dann die Selbstverwaltung trotz vieler Mißbräuche und Unzulänglichkeiten im Prinzip unangetastet. Die Kolonien entwickelten sich während dieser Zeit zu einem wirtschaftlichen Faktor. Sie haben das ganze Gebiet der Kultur erschlossen. Sie haben die Horden und Räuberbanden zurückgedrängt und sichere Wohnstätten für Menschen möglich gemacht. Sie haben die Wildnis zu einer Kornkammer umgewandelt. Sie haben der Regierung nicht nur ihre Schulden und die besten Steuern zahlen können, sondern haben zur wirtschaftlichen Blüte des ganzen Wolgagebiets und weit darüber hinaus den wesentlichen Anteil beigetragen. Es war ein schlechter Dank, der ihnen im Jahre 1877 und in den kommenden Jahrzehnten dafür gezahlt wurde.

Landfrage und Neusiedlungen.

In den ersten Jahren hatten die Kolonisten an der Wolga mehr Land als sie brauchten. Jeder Familie waren 30 Desjätin (1 Desj. = 1,0925 Hektar) zugesichert, außerdem noch überflüssige Ländereien als „Zuschuß für die Vermehrung der zukünftigen Einwohner.“ Von den „überflüssigen Ländereien“ aber konnten einzelne Familien noch auf zehn Jahre von der Krone Ackerland pachten — die sogenannten „zehnjährigen Ländereien“. — Ursprünglich war das Land in Wirtschaftshöfe eingeteilt. Den Landanteil sollte der jüngste Sohn erben. Die älteren Söhne sollten dadurch gezwungen werden, Handwerke zu erlernen. Die ererbten Ländereien konnten von dem Besitzer nicht veräußert werden, da die Gemeinde das Obereigentumsrecht über alle Ländereien besaß. Schon zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts wurde, z. T. durch den allmählich eintretenden Landmangel veranlaßt, das russische Mirsystem eingeführt.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts macht sich der Landmangel in erschreckender Weise bemerkbar. Besonders auf der Bergseite (Westseite der Wolga) drohte derselbe katastrophal zu werden. Die Kolonisten verlangen immer dringender mehr Land. Da entschließt sich die Regierung, ihnen größere Ländereien auf der Ostseite der Wolga, östlich von den älteren Kolonien der Wiesenseite (Ostufer), in den Kirgisensteppen im Novo-Usenschen

Kreise anzuweisen. Allein den Kolonisten der Bergseite wurden hier an den Flüssen Nachoi, Karaman, Jeruslan 250 000 Deßjätin zur Neubefiedlung zugewiesen.

Am Ansiedlungswerk selbst hat sich die Regierung in keiner Weise beteiligt. Die Kolonisten haben dies neue große Siedlungswerk mit bewunderungswertem Geschick, mit großer Opferwilligkeit und Tatkraft durchgeführt. Besonders schwierig war daselbe für die Kolonisten der Bergseite, da diese ihre Kinder und Brüder in wesentlich neue Verhältnisse schicken mußten, wo es wieder wie in der Anfangszeit galt, ein großes Stück der östlichen Wildnis urbar zu machen. In 25 Jahren — bis zum Jahre 1867 — haben die Kolonisten der Bergseite über 350 000 Rubel für das Siedlungswerk aufgebracht. An den erwähnten Flüssen sind 44 evangelische und 17 katholische Tochterkolonien gegründet worden, die mit viel Tatkraft ans neue Werk gingen, so daß in wenigen Jahren auch in diesem Gebiet blühende Kolonien entstanden.

Einzelne unternehmende deutsche Bauern pachteten auf der Wiesen- und große Ländereien, andere kauften, wo es möglich war, große Güter. So drangen die Kolonisten stellenweise weit über das eigentliche Kolonistengebiet nach Osten bis zum Ural hin vor.

In dieselbe Zeit fällt auch die Gründung mennonitischer Kolonien im Samaraschen Gouvernement, östlich der Wolgakolonien, die vielfach fortgeschrittenere Methoden der Landwirtschaft mitbrachten und anregend auf die alten Wolgakolonien wirkten.

Bald genügten auch die neu zugeteilten Ländereien nicht mehr. Der Bevölkerungsüberschuß mußte in anderen Gegenden Land suchen. Ein Teil ging in den Nordkaukasus, ein anderer Teil nach Sibirien, wo sie neue Kolonien nach dem Vorbilde der Mutterkolonien anlegten. Bei Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Rußland richteten sich ihre Blicke nach Amerika. Anfang der siebziger Jahre gingen die ersten Auswanderer, um der Militärpflicht zu entgehen, aus den Wolgakolonien nach Kansas, wo sie in den großen Prärien Land genug fanden. Damit war ein großer Auswandererstrom nach Nordamerika eingeleitet, der mit verschiedener Stärke bis zum Ausbruch des Weltkrieges andauerte. Auch nach Südamerika, besonders Argentinien, richtet sich der Auswandererstrom. In den neunziger Jahren war er sowohl nach Nord- als auch nach Südamerika besonders stark. Hunderttausende Wolgabedeutsche leben heute in Übersee und haben auch in diesen Ländern, in denen sie eine neue Heimat gefunden, große, segensreiche Arbeit geleistet.

Lage vor dem Weltkrieg

So hatten sich die Wolgadeutschen inmitten dieser fremden Welt nicht nur behauptet und durchgesetzt, sondern sie waren darüber hinaus zu einem wirtschaftlichen und kulturellen Faktor Rußlands geworden, mit dem zu rechnen war. In ihrem Gebiet wurde der beste Weizen gebaut. Wolgadeutsche Unternehmer bauten, als die Wind- und Wassermühlen nicht mehr genügten, große Dampfmaschinen, in denen das beste Weizenmehl Rußlands hergestellt wurde. Wolgadeutsche Firmen vertrieben dieses Mehl in ganz Rußland von Wladiwostok bis Finnland. Daneben fand die Puhmaschine (Getreidereinigungsmaschine) ebenfalls allgemeine Verbreitung. Das wolgadeutsche Sarpinka, ein Baumwollgewebe, war in ganz Rußland bekannt und beliebt.

Die Wolgadeutschen sind wohl die ersten im ganzen weiten Russischen Reich gewesen, die ein Volksschulwesen unterhielten. Der Unterricht ihrer Kinder in ihrer Muttersprache und ihre Religion war ihre erste Sorge, als sie ins Wolgagebiet kamen. Die Schule ist dann als Kirchenschule weiter gepflegt worden. Alle Kinder waren verpflichtet, die Schule zu besuchen, alle lernten die Grundlage der Religion in der Schule kennen. Hatten sie in ihrem schweren Daseinskampf auch oft weder die Zeit noch die Mittel, die Schule so auszugestalten, wie es erwünscht gewesen wäre, so war doch immer für die Grundlage gesorgt. Die wolgadeutschen Lehrer fanden ihre Ausbildung zum großen Teil in den beiden Lehrerbildungsanstalten, einer sogen. Zentralschule in Grimm und einer andern in Katharinenstadt.

Die Kirche war ihre stärkste Stütze in ihrem Kampf mit der Wildnis. Hier holten sie sich immer wieder die Kraft aus Gottes Wort, Predigt, Lied und Gebet für ihre schweren Aufgaben. „Süßer Ruhetag der Seelen, Sonntag, der voll Lichtes ist“ — wenn irgendwo in der Welt, dann hatte dieses Wort hier bei den Steppenbewohnern seine tiefe Geltung. Die Kirche gab den Wolgadeutschen aber nicht nur ihren seelischen Halt, sondern sie war auch die stärkste Stütze für die Reinerhaltung ihres Volkstums. Luthers deutsche Bibel, sein kleiner Katechismus, das deutsche Gesangbuch waren die Bildungsgrundlagen, die sie unlöslich mit ihrem deutschen Volkstum und ihrer Heimat verbanden. Wie die Kirche äußerlich im Mittelpunkt jedes größeren Dorfes emporragte, so war sie ein Mittelpunkt ihres Lebens. Unermeßlich der Segen, der von der Kirche auf die einsamen Volksgenossen ausgegangen ist, unausdenkbar, was aus ihnen geworden wäre, wenn sie nicht immer

wieder neue Kräfte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe aus dem Evangelium hätten schöpfen können. Dreiviertel der Wolgadeutschen waren evangelisch, ein Viertel katholisch. Die Dörfer waren nach Konfessionen getrennt. In allen großen Volkstumsfragen hielten sie, Evangelische und Katholiken, treu zusammen. Die evangelischen Geistlichen erhielten ihre Bildung an der Universität zu Dorpat, die katholischen im Katholischen Predigerseminar zu Saratow. Die evangelischen Kirchspiele waren dem evangelisch-lutherischen Konsistorium in Moskau unterstellt, die katholischen gehörten zur Tiraspoler Diözese, deren Bischof seinen Sitz in Saratow hatte.

Alte deutsche Sitten wurden in den Wolgakolonien gepflegt. Einen reichen Schatz an Volksliedern, aus der alten Heimat mitgebracht, haben sie ihren Kindern von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Da gewöhnlich Auswanderer aus derselben Gegend sich in einem Dorfe zusammenschlossen, wurden die Mundarten überall wie in Deutschland gesprochen. Bei einer Fahrt durch die Kolonien kann der Mundartkenner noch heute die Gegend genau feststellen, aus der die Einwohner einst aus Deutschland ausgewandert sind.

Im Jahre 1914 wollten die Wolgadeutschen ihr 150jähriges Bestehen feiern. Durch diese Feier sollte der russischen Gesellschaft eindrucksvoll vor Augen geführt werden, wie unendlich viel sie der hingebenden und treuen Kulturarbeit der deutschen Kolonien verdankt. Die Kolonien selbst aber wollten sich durch diese Feier nur um so enger miteinander verbinden für ihren Kampf um die Erhaltung des Vätererbes.

Der Krieg

Zu der geplanten Feier ist es nicht gekommen; anstatt dessen aber zu großem gemeinsamem Leid. Mit dem Beginn des Krieges siegte die nationalistische russische Partei, der die deutschen Siedlungen schon immer ein Dorn im Auge waren. Jetzt brauchte man historische Verdienste nicht mehr zu berücksichtigen. Man konnte rücksichtsloser Willkür Tür und Tor öffnen und man hatte dabei noch die schöne Aussicht, den reichen Besitz der „Fremdstämmigen“ mühelos selbst anzutreten. Der Ministerpräsident findet Beifall, als er den „inneren Deutschen“ Kampf und Vernichtung ansagt. Die russische Regierung fühlt sich jetzt so stark, daß sie das berüchtigte Liquidationsgesetz vom 2. Februar 1915 und 13. Dezember 1915, das die russischen Bürger deutscher Nationalität von

Haus und Hof jagen sollte, auf dem Wege des Notparagraphen 87 der Reichsgrundgesetze erließ. Dieser Paragraph gab der Regierung das Recht, während der Ferienzeit der Reichsduma in dringenden Fällen Gesetze zu erlassen, die aber der Duma in ihrer nächsten Session vorgelegt werden mußten. Wurden die Gesetze von der Duma im Laufe von 2 Monaten nach Beginn ihrer Arbeiten nicht beraten, so traten sie automatisch in Kraft. Die russische Duma fand während des ganzen Krieges keine Zeit zur Beratung von Gesetzen, die dazu bestimmt waren, Hunderttausende ihrer Bürger ihres ganzen Vermögens zu berauben und für immer unglücklich zu machen. Die zwangsweise Aussiedlung der Deutschen in Wolhynien und Kongreßpolen ist ein Kapitel voller Tragik und himmelschreiender Not. Zehntausende sind während dieser Aussiedlung elend zugrunde gegangen. Aber nicht nur für diese Unglücklichen beginnt mit dem Ausbruch des Krieges eine Zeit namenloser Verfolgung, sondern für alle Deutschen in Rußland*). Auch für die Wolgadeutschen. Sie haben auch in dieser kritischen Stunde dem Staate, dessen Bürger sie waren, gegen die Stimme des Blutes die Treue gehalten. War es auch ein bitter-schweres Bewußtsein gegen die eigenen Stammesgenossen, die man weder hassen noch als so schuldbeladene Barbaren betrachten konnte, wie die russische Presse das verlangte, ins Feld zu ziehen — so erfüllten sie doch, wenn auch blutenden Herzens, ihre furchtbare Pflicht dem russischen Staate gegenüber. Diese deutsche Pflichtbereitschaft — welche harter Prüfung ist sie unterzogen worden! Schon bei der ersten Truppenmusterung müssen es vielerorts Tausende unserer wehrpflichtigen Männer erleben, daß sie wie Feinde behandelt werden. „Ihr seid Deutsche — Niemцы — sagt der Kommandierende — es geht gegen die Barbaren, eure Brüder, weh euch Kanakken, wenn ihr einen Versuch macht, eurem Kaiser Wilhelm zu helfen.“ Mit Hohn und Spott und Schmähereden — welche Gefühlsroheit in so schwerer Stunde — werden die deutschen Kolonistenjöhne begrüßt. Die deutsche Sprache darf nicht mehr gesprochen werden. Das deutsche Lied darf nicht erklingen. Sie werden wie Feinde überwacht. So ziehen Zehntausende an die russische Westfront — in den Tod — gegen Deutschland. Wenn sie allein sind im Wagen oder im Lager, dann macht sich manchmal das Herz Luft in einem deutschen Liede. Doch wehe ihnen, wenn der Schall des Liedes ein unberufenes Ohr trifft. Dann haben sie es bitter zu büßen.

*) Dergleiche die Schilderung dieser Erlebnisse in meinem Buche: „In Kampf und Todesnot. Die Tragödie des Rußlanddeutschtums.“ 10. Tausend. Verlag Bernard & Graefe.

Das war aber nur der Anfang. Die schwersten Leiden kamen erst nach dem großen deutschen Siegeszug im Jahre 1915. Wer war schuld an den russischen Niederlagen? Natürlich nicht die russischen Strategen und Heerführer — so hieß es — sondern die deutschen Soldaten in der russischen Armee! Die hatten einfach Derrat geübt. So versuchte man die Volkswut von den eigentlichen Urhebern der Niederlagen abzulenken und die Kolonisten-Soldaten mit härtesten Maßregeln zu treffen. Da ihnen ihre deutsche Muttersprache, für die meisten die einzige Sprache, die sie beherrschten, verboten war, mußte sogar der Briefwechsel mit den fernen Lieben eingestellt werden. Deutsche Feldprediger wurden nicht an die Front gelassen. Um schließlich dem russischen Volk zu zeigen, wie klar die Heeresleitung diese innerdeutsche Gefahr erkannt hatte, wurden die deutschen Soldaten von der Westfront entfernt und im Kaukasus konzentriert. Dort wurden sogenannte Arbeiterdrushinen aus ihnen gebildet, die die schwersten und gefährlichsten Arbeiten im Rücken der Armee in dem kaukasischen Hochgebirge auszuführen hatten. Bald brach der Hungertypus (Skorbut) unter ihnen aus, der Tausende hinwegraffte.

Nach der Revolution

Im Jahre 1917 sollte das Landenteignungsgesetz auch auf die Wolgadeutschen ausgedehnt werden. Während ihre Söhne für Rußland kämpften, sollten die Zurückgebliebenen als Deutsche von ihrem Lande getrieben werden. Da kam im März 1917 die russische Revolution. In dem Freiheitsedikt vom 20. März wurde allen Völkern Rußlands volle Gleichberechtigung zugesagt. Die Rußlanddeutschen im ganzen Reich horchten auf. Sollte das eine Wendung auch ihres Schicksals bedeuten? Sollte mit diesem Manifest auch für sie eine neue Zeit beginnen? Es geht eine Bewegung durch alle Siedlungen. Ein erstes Aufatmen, eine erste Hoffnung auf neue Existenzmöglichkeiten. Wenn auch die neue Regierung ihr Freiheitsdekret zunächst auf die Deutschen nicht ausdehnen wollte, es fanden sich deutsche Männer an allen Orten und Enden des Reiches, die sich zum Kampf für die Rechte ihres Volkstums zusammenschlossen und die diesen Kampf in den folgenden Monaten zäh und zielbewußt führten. Ihnen ist es zu verdanken, daß das Selbstbestimmungsrecht ausgedehnt wurde auch auf die Deutschstumsgebiete. Die Deutschen aber warteten erst gar nicht ab, bis die formellen Zusicherungen vorlagen, sondern schlossen sich unmittelbar nach der Revolution zum Kampf für die Erhaltung und Weiter-

entwicklung ihres Volkstums zusammen. Es geht wie ein völkisches Frühlingswehen durch alle deutschen Dörfer vom Wolgagebiet bis ins letzte deutsche Dorf Sibiriens. Freie deutsche Menschen wollten sie alle sein. Zur Pflege ihres Schulwesens, zur Erhaltung ihrer Kirche schlossen sie sich zusammen. Die Zeit der großen rußland-deutschen Kongresse beginnt. Vom 25.—27. April findet der große Kongreß der Wolgadeutschen im Zentrum dieses Gebiets, in Saratow, statt. Ein geschichtlich großer Tag für die Wolgadeutschen. Zum erstenmal sind Vertreter aller deutschen Dörfer versammelt, um über das gemeinsame Geschick zu bestimmen. Unvergesslich die Begeisterung der Delegierten in dem großen Theater am Wolgaufer. Unvergesslich aber auch der Opferwille, alle Mittel, die zur Erhaltung des Volkstums verlangt wurden, aufzubringen. So wird das Zentralkomitee der Wolgadeutschen gegründet, das, in Erinnerung an die einst von der Zarin gewährten Privilegien, die Verwaltung der Kolonien übernehmen, für die Schaffung eines neuen deutschen Schulnetzes sorgen und ebenso für die Freiheit und Unabhängigkeit des deutschen Kirchenwesens kämpfen sollt. Die erste Tat dieses Zentralkomitees ist dann die Gründung einer deutschen Zeitung der „Saratower deutschen Volkszeitung“*). Die erste Nummer erscheint im Juli 1917. Sie geht hinaus ins ganze russische Reich als erster Gruß einer neuen hoffnungsreichen und hoffnungsfrohen Zeit. Ein lautes jubelndes Echo klingt zurück von überall her, wo Deutsche in Rußland wohnten, von den baltischen Provinzen bis ins innere Sibiriens hinein. Das deutsche Büro in Saratow muß erweitert werden. Die Abonnentenzahl wächst ununterbrochen. Inzwischen werden die Schulen umgestellt. Die deutsche Sprache, während des Krieges aus den Schulen verdrängt, wird als Unterrichtssprache eingeführt. Im September desselben Jahres findet der 2. Kongreß der Wolgadeutschen statt, auf dem das so schön begonnene Werk des Zusammenschlusses der Wolgadeutschen fortgesetzt und Richtlinien für die weitere Arbeit geschaffen werden. Vor allem aber hatte dieser Kongreß die Vorbereitung für die kommenden Wahlen in die russische verfassunggebende Nationalversammlung zu treffen. Es wurde der Beschluß gefaßt, eigene wolgadeutsche Vertreter in die verfassunggebende Versammlung zu entsenden. Die Namen der Kandidaten wurden aufgestellt.

Inzwischen aber, während so die Wolgadeutschen bei der Auf-

*) Die verantwortliche Leitung lag in den Händen des Verfassers, der nach der Revolution aus seiner sibirischen Verbannung zurückgekehrt war und an die Spitze der nationalen Bewegung gestellt wurde.

bauarbeit sind, wächst die Anarchie im ganzen russischen Reich. Lenin und Trotzki waren aus dem Auslande zurückgekehrt, hatten die Massen durch radikalste Versprechungen in den beiden Hauptstädten an sich gerissen und ihre Losungen hinaustragen lassen ins ganze Land. Vor allem hatten sie diese Massen durch das Versprechen gewonnen, den Krieg nach der Machtergreifung zu liquidieren, um jeden Preis Frieden mit Deutschland zu schließen. Das Volk aber war kriegsmüde. Die Soldaten wollten die Front verlassen. Wer einen sofortigen Frieden versprach, der war ihr Mann. Zu diesem Versprechen kam das zweite: die unentgeltliche Enteignung allen Besitzes. Das stachelte die Begehrlichkeit der Massen auf. Nun war an Widerstand gegen Deutschland nicht mehr zu denken. Die zweite revolutionäre Welle wälzt sich über Rußland hin. Die Welle der Zerstörung und Vernichtung aller Bindungen, jeder Tradition, jeden Besitzes, jeder Sitte und jeden Glaubens. „Zerschlagt alles“, lautet die Losung von Moskau her, „und auf den Trümmern des Alten bauen wir dann ein Neues“ — „Aller Besitz ist Raub“ — „Raub das Geraubte“. — So beginnt die Zeit der großen Plünderungszüge im Namen der Revolution. Alte ehrwürdige Schlösser gingen in Flammen auf, große Besitztümer wurden verteilt, die Besitzer, soweit sie nicht geflohen waren, erschlagen. Die Zerstörungswelle wälzt sich immer näher auch an die deutschen Wolgadörfer heran. Schon flammt hier und da Aufruhr auf. Aber die große Masse der wolgadeutschen Bauern behält kühlen Kopf und mahnt die Ruhestörer zu Ordnung. Die bolschewistischen Ideen werden durch von der Front zurückkommende Soldaten in die einzelnen Dörfer getragen. Ein Teil der Lehrerschaft, soweit er durch die russische Schule gegangen, also verrückt waren, schließt sich ihnen an. Die Bauernschaft aber behält die Übermacht und arbeitet unentwegt weiter, vor allem im Glauben daran, daß Deutschland beim Friedensschluß in Brest-Litowsk seine schützende Hand über das Gebiet halten werde. Denn das stand den Wolgadeutschen fest: sollte ihnen die Möglichkeit, sich als Deutsche zu behaupten und zu betätigen im russischen Reich nicht gegeben werden, dann wollten sie alle auswandern und das Land, in dem sie so Schweres erlebt, verlassen. Irgendwo würde das siegreiche Deutschland eine neue Heimat für sie schaffen. Der Glaube an Deutschlands Endsieg war unerschütterter und grenzenlos.

Inzwischen aber wächst die Gefahr. Bereits im Dezember 1917 drangen Rotgardisten in einzelne Dörfer ein, um den Deutschen ihr Getreide und ihr Vieh wegzunehmen. Die Bauern griffen entschlossen zur Selbstwehr und verteidigten

ihre Eigentum. Die Bolschewisten zogen mit blutigen Köpfen ab. Aber sie holen sich Verstärkung. Auch die deutschen Dörfer rüsten zum Kampf. Es kommt zu regelrechten Schlachten, in denen die deutschen Bauern trotz verzweifelter Wehr im Feuer der Gegner zusammenbrechen. Die Deutschen sehen sich vor die Vernichtung ihres ganzen Besitzes gestellt*). Durch die Sozialisierung der Banken hatten sie ihre Spareinlagen verloren. Durch die Sozialisierung des Landes sollten sie ihren Landbesitz verlieren. Und nun ziehen Rotgardisten durch die Dörfer, um ihren übrigen Besitz zu liquidieren. Das geschieht durch „Kontributionen“, „Konfiskationen“ und „Requisitionen“. Die Methode, in den Besitz des letzten Geldes der Bauern zu gelangen, ist rasch gearbeitet. Wo die Rotgardisten in ein Dorf eindringen, werden die führenden Männer aus ihren Wohnungen geholt, eingesperrt und mit einer Kontribution von hunderttausenden, oft Millionen Rubel belegt, die sie unter Androhung der Erschießung im Laufe von drei Tagen zu beschaffen hatten. Die Gefangenen durften von diesem Beschluß ihre Angehörigen benachrichtigen lassen. Da schon eine Anzahl Hinrichtungen vollzogen war, wußte man in den deutschen Dörfern, daß es ums Letzte ging. Straße auf, Straße ab ziehen nun die Angehörigen der Inhaftierten und sammeln Gelder, um die Unsummen zusammenzubringen, mit denen sie die Ihrigen loskaufen sollten. War das Geld am Ende des dritten Tages endlich zusammen und hoffte man, nun die Familienhäupter damit befreien zu können, so sah man sich oft bitter enttäuscht. Hohnlachend gaben die Machthaber zur Antwort: „Wo soviel Geld aufgebracht werden konnte, ist sicher noch mehr vorhanden“ — es folgt die zweite Auflage, die im Laufe einer Woche zu beschaffen war. Entsetzen und Wehklagen geht durch die deutschen Dörfer. Keiner ist mehr seines Besitzes und seines Lebens sicher. Hunderte von deutschen Männern und Frauen, die ihr Leben gefährdet wissen, begeben sich auf die Flucht. Heimatlos irren sie von Dorf zu Dorf. Monatelang gelingt es ihnen, sich verborgen zu halten, bis ihre Spur entdeckt ist und sie doch gefaßt und den Machthabern zugeführt werden. Während andere das Gebiet der Wolgadeutschen verlassen und in der Fremde herumirren — monatelang, jahrelang . . .

Sehnsuchtsvoll sind die Blicke der Wolgadeutschen nach Deutschland gerichtet. Sie entsenden ihre Delegierten nach Moskau und Petersburg, um die Regierung auf die Überfälle aufmerksam zu machen. Eine wolgadeutsche Delegation begibt sich schließlich, als

*) Siehe Einzelheiten hierüber in meinem Buche: „In Kampf und Todesnot. Die Tragödie des Rußlanddeutchtums.“

der deutsche Botschafter, Graf Mirbach, in Moskau ankommt, zu diesem und bittet ihn, auf Grund des Brest-Litowsker Friedensvertrages Einspruch gegen die Vernichtung deutschen Lebens und Besitzes zu erheben. Es gelingt der Delegation*), den Grafen Mirbach zu einer Demarche der russischen Regierung gegenüber zu veranlassen. Die Sowjetregierung aber findet nach vielen Winkelzügen einen Ausweg, der es ihr ermöglicht, jeden deutschen Einspruch zurückzuweisen und doch die Kolonien restlos der Verwüstung preiszugeben: Lenin schenkt den Wolgadeutschen eine sogenannte „Autonomie“ auf bolschewistischer Grundlage. Wie diese Autonomie aussehen sollte, davon legt schon der Ukas Zeugnis ab, den Lenin unter dem 28. Juli 1918 veröffentlicht. Der Ukas hat folgenden Wortlaut:

„Der Rat der Volkskommissäre hat bestimmt: „Jegliche Kontributionen, Konfiskationen und Requisitionen von Getreide unter den deutschen Wolgakolonisten können nur mit Einverständnis des Kommissariats für deutsche Angelegenheiten in Saratow stattfinden. Dem Standpunkte der allgemein-staatlichen Interessen können eigenmächtige Handlungen der örtlichen Räte gegenüber den deutschen Kolonisten zu äußerst traurigen Folgen führen. Daher ist von uns zum Kampf mit den Großbauern und Konterrevolutionären der deutschen Kolonien das Rätekommissariat für Angelegenheiten der deutschen Wolgakolonisten berufen, an dessen Spitze die erprobten Kommunisten-Genossen Petin und Reuter stehen, welche zu derjenigen Richtung der deutschen Sozialdemokraten gehören, an deren Spitze Karl Liebknecht steht.

Daher ersuchen wir den Saratowschen Gouvernementsrat und alle Bezirks- und Kreisräte der Saratowschen und Samaraschen Gouvernements im engen Kontakte mit dem deutschen Kommissariate zu handeln; im Falle von Meinungsverschiedenheiten jedoch unbedingt den Rat der Volkskommissäre anzugehen. Unterschrieben: Uljanow (Lenin), Vorsitzender des Rates der Volkskommissäre“**).

Also die Kontributionen, Konfiskationen und Requisitionen, unter denen die Deutschen in der furchtbarsten Weise gelitten hatten, sollten nach diesem „Freiheitsmanifest“ nicht etwa aufgehören, sondern nur „mit Einverständnis des Kommissariats...“ stattfinden; an die Spitze dieses Kommissariats wurden aber zwei

*) Die Delegation stand unter Führung des Verfassers.

**) Vgl. Johannes Schleuning: „Die deutschen Kolonien im Wolgabiet“. 3. Aufl., S. 39 f.

fanatische Kommunisten, ein Österreicher Petin und ein Reichsdeutscher Reuter (Friedland), gestellt, die in Strömen von Blut jede selbständige Bewegung in den deutschen Siedlungen zu ersticken hatten, die nicht nur ihr „Einverständnis“ zu allen bisherigen Überfällen gaben, sondern die Raubzüge gegen den Besitz der wehrlosen Wolgakolonisten noch verschärften.

Dieser bolschewistische Ukas ist ein geschichtliches Dokument, das nicht vergessen werden darf. Wie einst durch das Manifest der Zarin die Kolonien ins Leben gerufen worden waren, so ist durch diesen Ukas der ersten Volkskommissare der Sewjetregierung die „gesetzliche“ Grundlage zur Vernichtung der in so zähem heißen Ringen und so harter Arbeit entstandenen deutschen Kolonien gegeben.

Dies deutsche Kommissariat hat die Sozialisierung in den deutschen Dörfern durchgeführt. Wo immer noch die Bauern versuchten, sich zur Wehr zu setzen, wurden die Widerstände im Keime erstickt. Bis aller Widerstand gebrochen war und der Bauer, der, wie seine Väter, ehrlich gerungen hatte um seinen Besitz, ruhig zuzusehen gelernt hatte, wie sein Vieh vom Hof getrieben, sein letztes Getreide aus den Speichern geholt wurde. Die Frauen mußten es zulassen, daß die „Kommission zur Entkleidung des Bürgertums“ durch die Häuser ging und den Leuten ihre Kleider wegnahm, die Truhen öffnete und der Familie ihre letzte Wäsche entriß.

Inzwischen aber tobt der Bürgerkrieg durchs Land. Im Süden hatte sich die Weiße Armee gebildet und stieß immer weiter gen Norden vor im Kampf gegen den Bolschewismus. Über das Wolgagebiet hin zieht sich bald das Kriegsgebiet. Die Weißen dringen vor, vertreiben die Roten, nehmen ein Dorf nach dem andern ein. Sie werden von den Deutschen jubelnd begrüßt als Befreier, wenn sie auch bald spüren, daß die Befreier nur wenig Mitleid mit ihnen haben und ihnen Restbestände ihres Besitzes wegnehmen, vielleicht wegnehmen müssen, um die Armee zu unterhalten. Dann aber erfolgt der Zusammenbruch der Wrangel-Armee mitten im deutschen Wolgagebiet. Die Armee muß flüchten. Die Fluchtwelle geht wieder über die deutschen Dörfer hin. Mit den weißgardistischen Soldaten fliehen einzelne deutsche Bauern, ihre ganze Habe zurücklassend, weil sie nicht mehr in die Hände der Bolschewisten fallen wollen. Das ist im Hochsommer 1919. Unauslöschliche Bilder des Elends, zitternder Angst und Verzweiflung haben sich dem Verfasser dieser Zeilen bei dieser Flucht in die Seele gegraben. „Jetzt sin mer all' verlor'n“, dies war der gellende

Schrei, der durch die deutschen Dörfer hallt, als die Weißgardisten ihre Flucht zurück in den Süden antraten. Wie waren bereits in diesem Sommer die einst blühenden deutschen Kolonien so zerrüttet und verwahrlost. Wie waren die deutschen Menschen, die sonst auf ihr Äußeres hielten, zerrissen und zerlumpt. Wie waren ihre Viehbestände zusammengeschnitten. Wie elend krochen diese Pferdegerippe auf der Landstraße weiter. Und doch war der Höhepunkt der Leiden noch lange nicht erreicht, noch sollte härteres Schicksal sie treffen. —

Als die Roten wieder Besitz ergriffen hatten von den Kolonien, wurden die zehnmal Gebrandschakten wieder ausgeplündert. Infolge dieser systematischen Ausraubung setzt bereits im Winter 1919/20 die Hungersnot im Wolgagebiet ein. Da den Leuten ihr Vieh zum größten Teil weggetrieben war, konnten sie schon im Sommer 1920 wenig ausäen. Die knappe Ernte wird ihnen von der Sowjetbehörde entzogen. So werden sie immer unaufhaltsamer dem Hungerelend entgegengetrieben. Auch im übrigen Rußland wütet der Hunger. Alles ist auf der Suche nach Lebensmitteln. Die deutschen Bauern aber gelten immer noch als „Besitzende“, und immer neue Banden kommen im „höheren Auftrage“, um versteckte Lebensmittel zu suchen. Im Dezember 1920 und Januar 1921 sind es die rücksichtslosesten und grausamsten, die Rußland kennt — die „Tambowschen“, die die deutschen Dörfer durchziehen. Sie reißen die Fußböden auf, um nach versteckten Lebensmitteln zu suchen, sie graben Höfe um, sie brechen Keller auf, sie zermühen Gärten ... Sie peitschen die Bauern, bis sie blutüberströmt zusammenbrechen. Sie schlagen ihnen die Rippen ein, sie sperren sie in kalte Haftlokale, sie lassen sie verhungern und erfrieren ... Während die Frauen und Kinder der Gequälten selbst nichts mehr zu essen haben ...

Verzweiflungs- und Hungeraufstand

So wird die Katastrophe gewaltsam, verbrecherisch, in wahnwitziger Weise, heraufbeschworen ... In namenloser Verzweiflung sucht der irre Blick der Gequälten nach Rettung ...

Da bringt im März 1921 die Kunde von einem antibolschewistischen Aufstand vom Osten, vom Ural her, durch die Kolonien ... Die Kolonisten in ständiger Todesnot und ohne Aussicht auf anderweitige Rettung, horchen auf. Sie schöpfen noch einmal Hoffnung — die Hoffnung der Verzweiflung. Sie schließen sich dem Aufstand an. In rasender Geschwindigkeit wälzt die Bewegung sich von

Kolonie zu Kolonie. Nieder mit den Bolschewistenkommissaren! Nieder mit den Peinigern und Henkern! Nieder mit den Volkerverderbern! Die Erregung kennt keine Grenzen. Man wartet nicht erst, bis eine einheitliche Organisation für alle Kolonien geschaffen ist. In einigen Dörfern werden die Kommissare überumpelt, auf die Straße gezerrt und totgeschlagen wie tolle Hunde. An ihre Stelle wird die alte Dorfverwaltung mit einem Dorfstecher oder Schulzen an der Spitze wieder eingesetzt. Nun gab's kein Zurück mehr. Die Verzweiflung und Not trieb rastlos weiter.

Eine Anzahl von Dörfern organisiert sich rasch zur „Niederwerfung des Bolschewismus“. Mit Sensen und Gabeln bewaffnet, nur hier und da eine Flinte, schlagen sie die ersten Angriffe der roten Truppen zurück, bis ihre „Front“ vor Warenburg im Feuer der Maschinengewehre zusammenbricht.

Nun kam die Rache.

Nun hatte die Tscheka wieder Arbeit.

Während draußen auf den „Schlachtfeldern“ die Leichen der Bauern unbeerdigt den Dögeln und wilden Tieren zum Fraße herumlagen, schickte die Mordkommission zahllose neue Opfer in den Tod, Schuldige und Unschuldige. Wahlos. Während Greise und Kinder draußen vor der Kolonie über das Totenfeld hinirren, um ihre lieben Vermissten zu suchen, werden im Dorfe neue Bluturteile gesprochen, werden 70jährige Greise und 18jährige Jünglinge hingerichtet, in manchen Dörfern zu Hunderten.

Und hinter all dem Schrecken und Graus erhebt der Hunger immer beängstigender, immer drohender sein Haupt.

So ging's in die Frühjahrsaussaat 1921. Nur wenig konnte ausgesät werden. Wo noch etwas Saatgut der Erde anvertraut werden konnte, geschah es mit schmerzlich wehen Gefühlen. Bloß 9 Prozent der bereits verminderten Frühjahrsaussaat von 1917 wurden in diesem schicksalschweren Frühling ausgesät. Dann blieb der Regen aus. Der Hunger war unausbleiblich, auch wenn der Sommer nicht so trocken gewesen wäre. Aber das Entsetzen wäre doch langsamer gekommen.

Vom grauenvollen Sterben

Bereits im Juni 1921 forderte der Hungertod zahlreiche Opfer. Weit und breit lagen die Felder schwarz, weit und breit gab's nichts mehr zu essen. Da packt die Hundertausende deutscher Kolonisten die Angst. Ungeahntes Grauen vor dem siegreich heranschreitenden Hungergespensst, nein, nicht mehr Gespenst, sondern dem Tod —

Hungertod — schüttelt die Menschen. Tausende verschleudern ihr ganzes Vermögen, oft Haus und Hof, Wirtschaftsgeräte für ein oder zwei Pud Mehl. Sie laden den Rest ihrer Habseligkeiten auf einen Wagen, setzen schluchzend ihre zerlumpten und hungernden Kinderchen darauf und — fort geht's auf die Flucht — auf die Flucht vor dem Hungertod, auf die Landstraße, in die unsichere Fremde

Im Juli und August erreicht die Bewegung ihren Höhepunkt. Ganze Scharen bewegen sich durch die Kolonien. Zerrissen, zerlumpt, mit geschwollenen Beinen und stierem Blick sieht man Väter und Mütter von Haus zu Haus eilen, um für ihre Kinder, die weinend auf dem Wagen sitzen, ein Stückchen Brot oder Kartoffelschalen von denen zu erbetteln, die selbst nichts mehr zu essen hatten.

So peitscht die Furcht vor dem Hungertod Zehntausende mit Frauen und Kindern durch das ganze große hungernde Rußland. Ihr Ziel ist die deutsche Grenze, wenn sie auch wissen, daß Deutschland selbst in schwerer Not ist.

In Petersburg, Minsk, Grodno und anderen Städten sammeln sich viele Tausende an — in Petersburg 3000, in Minsk 5000. Zu spät erkennen sie das Vergebliche ihrer Flucht. Es gibt für sie nun kein Vorwärts mehr und kein Zurück. Die meisten sind rettungslos verloren. Anfang 1921 beginnt das Deutsche Rote Kreuz einzugreifen. Aber verzweifelt berichten seine Vertreter nach Berlin über die Größe des Elends und das Fehlen ausreichender Mittel. In elenden, schmutzigen, kalten Baracken sind sie zu Hunderten zusammengepreßt, lauter Hungernde, Kranke, Sterbende, Frauen, Männer, Kinder. — Indes wächst das Elend in den Dörfern. Die Verhungerten werden auf der Straße aufgelesen — sie kommen in Massengräber. So finden Zehntausende deutscher Menschen den Hungertod.

Die stolze Sowjetregierung, die der Welt das Heil bringen wollte, hat längst eingesehen, daß sie nicht Herr wird über die Not. Die Machthaber im Kreml beginnen selbst zu zittern vor der Zukunft. Daher gestatten sie den ausländischen kapitalistischen Hilfsorganisationen, ein Rettungswerk in Rußland durchzuführen. Besonders die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika leisten Großes. Aber auch die übrige Welt beteiligt sich. Dadurch wird der Not gesteuert, die gequälten Menschen schöpfen neue Hoffnung. Lenin sieht ein, daß er mit dem bisherigen System ganz Rußland ruiniert, und führt die neue Wirtschaftspolitik — Nöp — ein, d. h. gestattet wieder Privathandel und Privatbesitz.

Im Frühling 1922 wird den Bauern ausländisches Saatgetreide zur Verfügung gestellt. Sie werden aufgefordert, so viel wie irgendmöglich auszusäen, mit dem Versprechen, daß ihnen die Ernte nicht abgenommen wird. Ein neuer Wind scheint von oben zu wehen. So gehen die Bauern aufs neue mit zusammengebissenen Zähnen an die Arbeit. Für unsere deutschen Kolonisten eine ungeheure Aufgabe: ohne Viehbestände, ohne Wirtschaftsgeräte, ohne Maschinen, selbst ausgehungert und zerlumpt, ihr Land wieder instand zu bringen. In diesem und den folgenden Jahren haben diese deutschen Menschen Ungeheures geleistet. Männer spannen sich vor den Pflug, um die Aussaat unter die Erde zu bringen. Nachbarn spannen ihre Kühe zusammen, wo deren Kräfte nicht ausreichen, legen sich Männer und Frauen selbst noch in die Sielen — so wird die Saat wieder in die Erde gebracht. Und da Handel und Wandel im Lande wieder beginnen, bessern sich die Verhältnisse langsam.

Die „Republik der Wolgadeutschen“

Im Januar 1924 wurde das Gebiet der Wolgadeutschen zu einer „Autonomen Sozialistischen Sowjet-Republik der Wolgadeutschen“ ausgerufen. Dies geschah zu dem ausgesprochenen Zweck, mit dieser Autonomie im Auslande Beispiele der Freiheit in Rußland zu geben, — bei den Kapitalisten, um sie zur Investierung ihrer Kapitalien in Sowjetrußland zu ermutigen. In Wirklichkeit aber bedeutet diese Proklamierung einer wolgadeutschen Republik nichts anderes als neue Knechtung. Auf allen verantwortlichen Posten stehen ausgesprochene Kommunisten, Söldlinge Moskaus. Unter dem Deckmantel der Freiheit und Selbständigkeit soll die Proletarisierung und Bolschewisierung eines Gebietes, das den Bolschewismus hartnäckig ablehnte, nur um so rücksichtsloser durchgeführt werden; denn durch die neue Wirtschaftspolitik hatten die Bauern wieder ein Gefühl für selbständige Betätigung und Freiheit bekommen. Die tüchtigeren unter ihnen hatten auch ihre Wirtschaften soweit instand gesetzt, daß sie sich wieder als Menschen darin fühlen konnten. Dagegen beginnen die Bolschewisten, nachdem die Hungerkatastrophe gebannt ist, wieder schärfste Front zu machen. Die Steuerschraube wird so angezogen, daß die besseren Bauern nach der Ernte wieder alles abliefern müssen, was sie geerntet hatten. Der freie ungehinderte Gebrauch

ihrer Muttersprache ist das einzige Recht, das ihnen die „Republik“ sichert. Aber was die eine bolschewistische Hand gibt, nimmt die andere zehnfach zurück. Die Minderheiten dürfen in Sowjet-Rußland wohl ihre Muttersprache gebrauchen, aber das, was sie in ihrer Muttersprache reden, schreiben, lernen dürfen, ist streng vorgeschrieben. Weh dem, der diese Vorschrift überschreitet!

Kollektivierung

Inzwischen reift in Moskau der Gedanke der Kollektivierung. Die völlige Entpersönlichung aller bäuerlichen Arbeit soll durchgeführt, die Landwirtschaftsarbeit in Fabrikbetrieb umgestaltet werden. Der Fünfjahresplan wird mit Beginn des Jahres 1929 auf ganz Rußland ausgedehnt. Er soll eine völlige Neugestaltung der Dinge bringen. Jeder Privathandel und Privatbesitz soll endgültig liquidiert und alle Zweige der Wirtschaft in Staatsbetriebe umgestaltet werden. Denn erst, wenn dem Menschen jeder Besitz entzogen und er ausschließlich auf die Gnade des Staates angewiesen ist, kann er in all seinem Tun kontrolliert und damit um erzogen werden. Die Kollektivierung soll damit zum erfolgreichsten Mittel der Vernichtung jeder nationalen Eigenart, jedes Persönlichkeitswillens, besonders aber jedes Glaubens an eine übersinnliche Welt, ausgestaltet werden.

Mit unerhörter Schärfe setzt in ganz Rußland die zwangsmäßige Vernichtung der Einzelwirtschaften ein, besonders grausam im Gebiet der Wolgadeutschen. Weil man die Verbundenheit des deutschen Kolonisten mit seiner Scholle, die er in jahrhundertelanger Arbeit von Geschlecht zu Geschlecht kultiviert hatte, kannte, mußte hier „ganze Arbeit“ geleistet werden, wollte man die Proletarisierung endlich auch hier restlos durchsetzen. Diese ganze Arbeit heißt „Liquidation des Kulakentums“ (Kulak bedeutet hier selbständiger Bauer)*). Diese Liquidation wird nach folgender „Methode“ durchgeführt: Für jedes Dorf wird mit Hilfe der GPU. eine Liste selbständiger Bauern — „Kulaken“ — angefertigt. Diese Bauern werden mit Frauen und Kindern, Greisen und Greisinnen bis zu 70 und 80 Jahren an einem bestimmten Tage — häufiger in einer bestimmten Nacht — wie das Vieh aus

*) In den Sommer dieses Jahres (1929) fällt die große Massenfluchtbewegung der Deutschen aus Rußland. Von den Zehntausenden, die Rußland fluchtartig verlassen wollten, gelang es im Herbst 6000 über die deutsche Grenze zu kommen.

ihren Häusern getrieben und auf einem vorher bestimmten Sammelpunkt in bereitstehende Diehwagen verladen, und zu Zwangsarbeit in die Urwälder Sibiriens und Nordrußlands abtransportiert. Mit diesen unerhörten Maßnahmen wollte man ein doppeltes erreichen: 1. sollten damit alle Elemente aus den künftigen Kollektivbetrieben entfernt werden, von denen man annahm, daß sie als selbständige Bauern sich nie diesem System anpassen würden, und 2. sollten die Wirtschaften, das lebende und tote Inventar, die Häuser und Stallungen dieser Vertriebenen den neugegründeten Kollektivwirtschaften als gemeinsamer Besitz zugeführt und diese dadurch erst möglich gemacht werden.

Mit dem Beginn dieses Fünfjahresplanes beginnt die größte und schwerste Leidenszeit der Wolgakolonien. Durch jedes einzelne Dorf, durch jedes Haus geht unermessliches Weh, zittert verhaltenes Schluchzen, stöhnt Todesangst. Erbarmungslos werden die besten Menschen des Dorfes zu Hunderten zu lebenslänglicher Sklaverei in fürchtbarer und unbekannter Fremde verurteilt. Die Briefe, die diese Unglücklichen aus ihren Verbannungsorten an die Zurückgebliebenen schreiben, sind häufig die letzten Ausschreie Sterbender*). Wie diese Unglücklichen in Diehwagen verladen, oft 8 bis 10 Tage lang — dicht aneinandergedrückt, ohne auch nur einmal die Möglichkeit zu haben, sich ausstrecken zu können, ohne Licht, häufig ohne Lebensmittel, ja sogar ohne Trinkwasser, aus ihrer Heimat in die Sklaverei verschleppt werden, wie sie dort in Eis und Schnee ihre Baracken sich selbst bauen müssen, wie sie in diesen Baracken wieder dicht zusammengedrängt vegetieren — ein Leben ist das nicht mehr — wie sie unter der Hungerpeitsche der Aufseher das Holz in den Urwäldern fällen, wie Frauen und Männer, Kinder und Eltern auseinandergerissen werden, wie ihnen der letzte Trost, der gemeinsame Gesang eines religiösen Liedes, die gemeinsame Andacht untersagt wird — das ist ein Kapitel menschlicher Bestialität, wie es kaum seinesgleichen in der Geschichte aller Zeiten haben dürfte, ist ein Todesweg, wie ihn schauriger deutsche Menschen nie gegangen sind. Und diesen Weg sind nach der vorsichtigen Schätzung des Professors Dr. Kuhagen 50 000 deutsche Bauern gegangen . . .

Einen Todesweg gehen aber inzwischen auch die in ihren Dörfern Zurückgebliebenen. Für sie gab es keinen Ausweg, sie mußten als zum letzten Rettungsanker der Kollektivierung zustimmen. Welch ein Gefühl für viele von ihnen — mit dem Dieh,

*) Duzende solcher Originalbriefe enthält mein Buch: „In Kampf und Todesnot. Die Tragödie des Rußlanddeutschtums“, Seite 212—252.

mit den Wirtschaftsgeräten und in den Gebäuden der in den Todeslagern Sibiriens schmachtenden Brüder sich eine kümmerliche Existenz schaffen zu müssen! In diesen Kollektiven hat der einzelne Kollektivist nichts mehr zu sagen. Er hat stumm die Befehle der „Fabrikdirektoren“, d. h. der kommunistischen Funktionäre auszuführen. Immer wieder werden die Zusammenbrechenden und Verzweifelnden aufgepeitscht mit Drohungen und Versprechungen — mit der Drohung, daß sie bei nicht genügender Arbeit aus dem Kollektiv ausgeschlossen würden, und das bedeutet den Untergang, denn außerhalb des Kollektivs ist der Mensch rechtlos, hat er keinen Anspruch auf Lebensmittelkarten, auf Kleider oder irgendeine freie Betätigung; er ist ein Ausgestoßener und Geächteter; mit Versprechungen, — die aus der elenden Gegenwart immer wieder auf die Besserung nach Durchführung des Fünfjahresplanes hinweisen. Und da jetzt bereits die Resultate des ersten Fünfjahresplanes überschaut werden können — überall wachsendes Elend, schreiende Hungersnot — sind die bolschewistischen Führer gezwungen, einen neuen Fünfjahresplan aufzustellen, um mit neuen Versprechungen im In- und Auslande ihre Propagandafeldzüge fortzusetzen. In dem vierten Jahr des Fünfjahresplanes, das ist im Jahre 1932, gleichen die einzelnen Dörfer der Wolgadeutschen Todeslagern. Vom Sommer 1931 an hungern sie. Der Hunger hat sich im Laufe des Winters 1931/32 immer mehr gesteigert, die Menschen leben von Surrogaten, im besten Fall von geschrotetem Mais. Sie schwellen an vom Hunger, sie sterben wieder zu Hunderten und Tausenden einen langsamen qualvollen Tod. Die einzelnen Briefe mit ihren kurzen andeutungsvollen Sätzen lassen den Kenner der dortigen Verhältnisse und der Wesensart der dortigen Menschen aufschrecken in Sorge und Mitleid. „Wir hungern alle“, oder „die Menschen sind alle angeschwollen vom Hunger“, oder „wir sterben alle langsam dahin“, oder „auch für ein einziges Stücklein Brot würden wir euch die Hände und Füße küssen“ — so lauten die Nachrichten in vielfältiger Variation*). Die einst blühenden Siedlungen sind wirtschaft-

*) Vgl. die Originalbriefe in meiner Zeitschrift: „Deutsches Leben in Rußland“, alle Nummern der letzten Monate (Jahrgang 1931 und 1932). Ein 12jähriges Mädchen schreibt an seinen Onkel in Ostpreußen: „Bitte, bitte, bitte Onkels, wenn nur irgend möglich, so sendet so schnell wie nur möglich, es mag noch so gering sein, wie es nur will, wenn es nur was zum Essen ist, daß wir dabei nicht verhungern. Bitte! Bitte! Bitte Onkelschen. Schreibe es allen, wie es steht, und helfst uns, daß wir doch nicht unser junges Leben aufopfern müssen. Bitte sehr! Sehr!“ Eine 76jährige Frau schreibt am 4. Mai d. J. an den Verfasser: „Meine liebe, gute Kuh ist mir genommen. Die Hungersnot ist schrecklich.“ Hunderte von ähnlichen Briefen könnten veröffentlicht werden.

lich ruiniert, die frohen und tatkräftigen Menschen zu willenlosen Sklaven und geschundenen Tieren erniedrigt. Und wie im Hungerjahr 1921 strebt alles wieder heraus aus den deutschen Dörfern, hinaus in eine unsichere Fremde. Wenn auch in dieser Fremde das Grauen auf sie wartet, es ist doch wenigstens nicht dieses willenlose langsame Hinsterben an einem Ort, an dem man einmal glücklich gewesen ist — und da draußen gibt es vielleicht doch noch irgendwie Rettung. Aus diesen Flüchtlingen, Deserteuren und Arbeitsuchenden werden dann, wenn sie unterwegs nicht mehr weiter können und weder Arbeit noch Unterkunft finden, Lager des Elends und des Sterbens gebildet. Über ein solches Todeslager hat ein Augenzeuge, der kommunistische Funktionär Badelt aus Essen, der im Februar 1932 aus Rußland zurückgekehrt ist, für immer geheilt von seinen kommunistischen Ideen, einen Bericht veröffentlicht, der jedem fühlenden Menschen ans Herz greift.

Und warum dies Hungersterben? Das Jahr 1931 war doch kein Hungerjahr! Die Ernte, besonders in den Wolgakolonien war gut. Aber da den Kollektivistern der Ertrag der Ernte nicht selbst gehört, sondern die Regierung rücksichtslos darüber verfügt, wurde ihnen der ganze Ernteertrag entzogen. Denn die Regierung hatte das Getreide zur Ausfuhr nötig — zur Stützung ihrer Valuta, zur Propaganda für die Weltrevolution und zur Aufrechterhaltung der großen Lüge vom „Sowjetparadies“, während gleichzeitig die Proletarier in demselben „Paradiese“ zu Tausenden Hungers sterben!

Hand in Hand mit der Zerstörung ihrer wirtschaftlichen Existenz geht die Vernichtung ihres seelischen Lebens. Schon 1930 sind ihnen die meisten Kirchen gewaltsam entzogen worden. Wer sich noch zum Glauben seiner Väter öffentlich bekennt, muß ständig mit Verbannung und Achtung rechnen. Die Seelsorger des ganzen Wolgagebiets sind monate- und jahrelang durch Gefängnisse geschleppt und dann nach ungeheuren körperlichen und seelischen Qualen in die sibirische Verbannung oder Sklaverei abgeschoben worden. Dort stirbt einer nach dem andern den qualvollen Hungertod oder bricht unter der Arbeitslast zusammen, oder wird vom Flecktyphus hingerafft*). Denselben Weg gehen treue Kirchenälteste, Organisten und Küster. Wer sich am religiösen Leben der Gemeinde noch irgendwie beteiligt, gilt als Schädling, der beseitigt

*) Dgl. meine Artikel im „Evang. Deutschland“, Nr. 20, 1932: „Bis ans Ende. Ein Gedenkblatt“ und Nr. 25, 1930: „Die Christenverfolgung geht weiter“.

werden muß. Das Ehe- und Familienleben wird untergraben, die Kinder werden zur Auflehnung gegen ihre Eltern angehalten. Die Schule hat die Aufgabe, alle Kinder zur Gottlosigkeit zu erziehen. Der Sonntag, einst die Kraftquelle der Wolgadeutschen, an dem sie nicht nur körperlich ausruhten, sondern ihre Seelen im Gottesdienst zu Gott erhoben, ihr Familienleben festigten, ist ihnen genommen. Einen gemeinsamen Ruhetag haben sie nicht mehr. Die großen Feiertage, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, einst Höhepunkte ihres ganzen Lebens, Weihstunden für jung und alt, dürfen sie nicht mehr nach Väterweise feiern, weil diese Tage zu strengsten Arbeitstagen umgestaltet sind, um auch die Erinnerung an sie auszulöschen. Der Bund der kämpfenden Gottlosen ist am Werk, jedes Gefühl der Gottverbundenheit im Keime zu ersticken. In jedem Dorf unterhält er seine Zellen und peitscht die Mitglieder zu fanatischem Kampf gegen den religiösen Glauben unserer Landsleute auf.

Wo die Menschen trotzdem noch zu Gottesdiensten in Privathäusern — Kirchen sind zur Seltenheit geworden — zusammenkommen wollen, müssen sie als religiöse Gesellschaft registriert werden. Dazu sind zwanzig Unterschriften der Gläubigen erforderlich. Die Zwanzig, die dazu ihre Namen hergeben, müssen zu jedem Opfer um ihres Glaubens willen, zu jedem Martyrium bereit sein. Daß es in diesem Lande der Gottesfeindschaft und Religionsverfolgung noch Hunderttausende gibt — in unsern deutschen Dörfern noch Tausende — die ihre vollen Namen unter die Eingabe an die Behörde zur Registrierung setzen, und das heißt sich öffentlich bereit erklären, die Schmach Christi tragen zu wollen — das gehört zu den großen Gotteswundern unserer Zeit, vor denen wir uns in Ehrfurcht beugen, das sind Erweise jenes Glaubens, den auch die „Pforten der Hölle nicht überwältigen“ können . . .

Ein deutscher Volksstamm zog vor 170 Jahren gen Osten und nahm den Kampf gegen die Wildnis Asiens auf. Er hat diesen Kampf zähe, furchtlos, in lebendigem Glauben an Gott und im Vertrauen auf seine ewige Gnade geführt. Obwohl Tausende von Kilometern getrennt vom Mutterlande, lebte doch das Erbe des Mutterlandes in diesem Volksstamm weiter und gab ihm die Kraft, die Wildnis zu besiegen, und sie zum Segen für ihre Umwelt umzugestalten. Er hat im fremden Lande dem deutschen Namen allezeit Ehre gemacht. Seit ein paar Jahren aber erhebt die Wildnis dank der Bolschewistenherrschaft, und das heißt Herrschaft der Gottlosigkeit, in dem Riesenreich des Ostens gegen die Ausgesogenen und im ungleichen Kampf müde Zusammenbrechenden wieder ihr

drohendes Haupt. Die asiatische Wildnis ist durch die sogen. „proletarische Kultur“ zu neuem ungeahnten Leben erwacht, tausendmal gefährlicher als zu der Zeit der Kirgisenüberfälle, und rächt sich fürchtbar an ihren bisherigen Bezwingern. Das Ziel ihrer Rache heißt Vernichtung der deutschen Eindringlinge . . . Soll ihre endgültige Vernichtung das Ende ihres 170jährigen Kampfes in der Fremde sein? Gibt es kein Deutschland mehr, das seinen Kindern im Todeskampf mit der Wildnis helfen will und kann? Gibt es darüber hinaus keine zivilisierten Völker mehr, die bereit sind, die Fundamente der Kultur gegen Wildnis und Barbarei zu schützen?



Wer das ungeheure Erleben der Deutschen in Rußland und die weitere Entwicklung der Verhältnisse im Sowjetstaat dauernd verfolgen will, der bestelle sofort die Monatschrift

„Deutsches Leben in Rußland“

Zeitschrift für die Kultur und Wirtschaft der Deutschen in Rußland.

Unter verantwortlicher Leitung von Pfarrer Johannes Schleuning
herausgegeben vom Zentral-Komitee der Deutschen aus Rußland,
Berlin NW 52, Schloß Bellevue.

Die Zeitschrift bringt außer den Briefen der Rußlanddeutschen aus den verschiedensten deutschen Siedlungsgebieten (Wolgagebiet, Kaukasus, Ukraine, Sibirien) zusammenfassende Berichte über die Sowjetmethoden, besonders auch über den Kampf gegen Religion und Kirche, Einzeldarstellungen aus der Geschichte der rußlanddeutschen Siedlungen, Erinnerungen aus dem Leben führender Persönlichkeiten des Rußlanddeutchtums u. a. Die Zeitschrift ist vielen deutschen Männern und Frauen zu einem unentbehrlichen Quellenstudium geworden.

Da sie nur 2,— Mark halbjährlich kostet, kann sie jeder Interessierte auch trotz der gegenwärtig schweren wirtschaftlichen Lage halten.

Sie ist durch das Zentral-Komitee der Deutschen aus Rußland, Berlin NW 52, Schloß Bellevue, zu beziehen.

Einige Urteile führender Persönlichkeiten zum zehnten Jahrgang des „Deutschen Lebens in Rußland“ (Januar 1932):

Zehn Jahre. Wie ein Fähnlein der sieben Aufrechten weht seit zehn Jahren das tapfere grüne Blatt im Wind, auf dem „Deutsches Leben in Rußland“ steht. Jedesmal liest man es mit Ergriffenheit, mit Schmerzen, mit Trauer, mit Hoffnung — wer könnte denn leben ohne die Hoffnung, daß zuletzt in den Sternen ein gnädiges Schicksal hängt, und daß sich das Blatt wieder einmal wendet, wie alles in der Geschichte...? Daß man aber heute von Euch weiß in Deutschland und drüben überm Meer und immer wieder Neues hört, das ist das Verdienst Eurer sieben Aufrechten, — ich nenne sie nicht, aber Ihr kennt sie alle. Und wenn es kein grünes Blatt „Deutsches Leben in Rußland“ gäbe, so müßte man es schaffen, als Band, als Mittelpunkt, als Treffbuch aller, die noch von deutscher Arbeit und deutschem Leiden in Rußland wissen. Denn es ist Geschichte, die darin aufgezeichnet ist, Geschichte eines deutschen Volksteils, der zäh und unerhört ringt und Vielen im Reich Vorbild sein könnte in der Treue, im Ausharren und in der Pflichterfüllung bis zum Letzten...

Der Dichter Dr. Ludwig Finkh.

Die Fortführung der Zeitschrift — eine kulturelle Tat...

So bietet die Zeitschrift eine geistige Brücke und dient gleichzeitig dem Reichsdeutschen als wertvolles Material über Rußland. Reiche Anregungen sind von der Zeitschrift ausgegangen und haben ihre seelischen Wirkungen ausgeübt...

Carl Lange, Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte“.

Dorwärts und aufwärts... Daß eine Zeitschrift „Deutsches Leben in Rußland“ dies verkündet und ein Band um die, die gelieben sind und leiden, wie um die, die entronnen sind und es oft wirtschaftlich so gar sauer haben, schließt, ist etwas Großes. Und die deutsche Evangelische Christenheit darf dafür dankbar sein.

D. theol. Mumm, M. d. R.

Ich werde nicht sterben, sondern leben! Die Zeitschrift „Deutsches Leben in Rußland“ hat ein Jahrzehnt hindurch unerschrocken dazu beigetragen, die Kunde von dem verzweiflungsvollen Kampf um Leben und Tod in alle Welt hinauszutragen, den unsere Stammesbrüder und unsere evangelischen Glaubensgenossen in der Sowjet-Union zu bestehen haben.

... Möge die von Pfarrer Schleuning geleitete Zeitschrift so lange wirksame Boten- und Liebedienste zwischen den Deutschen in Rußland und im Reich verrichten dürfen, bis hüben und drüben die unerschütterliche Zuversicht Wirklichkeit geworden ist: „Ich werde nicht sterben, sondern leben!“

Berlin-Steglitz, 18. Januar 1932.

D. A. W. Schreiber, Oberkonsistorialrat.

Deutsches Ausland-Institut Stuttgart.

Das „Deutsche Leben...“ heute von besonderem Wert... Die Zeitschrift „Deutsches Leben in Rußland“ hat sich mit bemerkenswertem Erfolg nunmehr zehn Jahre dieser Pflicht gewidmet und der deutschen Öffentlichkeit Aufklärung über die so schwierigen Verhältnisse im Osten zu geben versucht...

Theodor Wagener, Vorsitzender des Dorstandes.

Ein lebender Mahner — dem Deutschtum in aller Welt... Die Zeitschrift „Deutsches Leben in Rußland“ ist das Sprachrohr der Deutschen aus Rußland, durch das uns so oft erschütternde Kunde von dem traurigen Schicksal des Rußlanddeutschtums entgegenklingt. Möge sie auch künftighin ihre Aufgabe erfüllen können: Dem Deutschtum in aller Welt ein lebendiger Mahner zu sein, der deutschen Brüdern und Schwestern in Rußland und ihres grauenvollen Schicksals nicht zu vergessen. Möge sie den Deutschen in Rußland das Bewußtsein geben, daß das ganze Deutsche Volk mit ihnen fühlt und empfindet.

Dr. Fritz Wertheimer, Deutsches Ausland-Institut Stuttgart.

In Kampf und Todesnot —

Die Tragödie des Rußlanddeutschtums

von Johannes Schleuning.

10. Tausend. Zu beziehen durch das Zentral-Komitee der Deutschen aus Rußland, Berlin NW 52, Schloß Bellevue. Brosch. 3,25 M., Ganzleinen 4,50 M.

Das Rußlanddeutschtum zählte vor dem Weltkrieg 2 Millionen Seelen. Es hat im Laufe von fast 2 Jahrhunderten riesige Werte geschaffen und einen in ganz Rußland Achtung gebietenden Namen sich erkämpft. Mit dem Beginn des Weltkrieges durchlebt es bis in die Gegenwart eine einzigartige Tragödie. Diese Tragödie wird im obengenannten Buch von einem Führer des Rußlanddeutschtums, der selbst die verschiedensten Phasen dieser Tragödie miterlebte, in packender Weise geschildert. Aus den vielen glänzenden Urteilen der deutschen Presse bringen wir nur folgende Auszüge:

„Bereits im 10. Tausend liegt dieses Buch vor. Der Verfasser war bei Ausbruch des Weltkrieges Pfarrer in Tiflis, wurde von dort nach Sibirien verschickt, nach der russischen Revolution wurde er von seinen Landsleuten an die Spitze der nationalen Bewegung im Wolgagebiet gestellt, lernt hier Bolschewismus und Bürgerkrieg kennen, und nun schildert er die Leidenswege seiner Landsleute aus tiefster Sachkenntnis heraus. Das Buch erschüttert...“

Münchener Neueste Nachrichten.

„Der Verfasser dieses einzigartigen Buches... schildert die Leidenswege seiner Landsleute aus tiefster Sachkenntnis heraus. Möchte

das Buch den Weg zum deutschen Herzen finden. Das Wort „vom finstern Mittelalter“ klebt einem auf den Lippen, wenn man von diesen Greueln hört.“
Der Reichsbote.

„Ein bekannter Führer der Rußlanddeutschen schildert hier deren Tragödie vom Beginn des Weltkrieges bis in die jüngste Zeit... Dieses Buch gibt eine erschütternde Darstellung ihrer Leiden und ihres Willens zur Selbstbehauptung.“

Königsberger Allgemeine Zeitung.

„Ein einzigartiges Buch... schildert die Leiden seiner Landsleute aus tiefster Sachkenntnis heraus...“
Preußische Lehrerzeitung.

„Da legt uns zur rechten Zeit der bekannte Führer der Rußlanddeutschen, Pfarrer Johannes Schleuning, ein Buch in die Hand, das das Schicksal eines Volkstammes genannt werden kann.“

Rheinisch-Westfälische Zeitung.

„Wir sehen tief hinein in das Grauen der Hölle, aber auch Geduld und Glaube der Heiligen wird uns offenbart. Und über das alles die qualvolle Frage: Kann die Christenheit wirklich gar nichts tun, um diesen Greueln ein Ende zu machen?“

Deutsches Pfarrerrblatt.

„Vor allem begrüße ich das Buch, weil es eine so klare, zusammenhängende und durch die Beibringung vieler konkreter Einzelheiten zwingend überzeugende Darstellung des ganzen Leidensweges des rußlanddeutschen Bauerntums seit dem Kriege bringt. Möge das Buch in immer weiteren Kreisen seine aufrüttelnde Wirkung tun!“

Prof. Dr. Kuhagen.

„Kein Buch der letzten Jahre hat auf mich einen so erschütternden Eindruck gemacht wie dieses Buch. Es hat mich gepackt bis in mein tiefstes Innere hinein... Der hat den Anspruch, ein Deutscher zu sein, verwirkt, den diese einfache, nackte Tatsache nicht zur Empörung aufreizt.“

Der Dichter Wilhelm Lennemann, in mehreren Zeitungen.

„In schlichter, aber großer Art, so wie die Wolgaheimat schlicht und groß ist, schildert als erster Pfarrer Joh. Schleuning in seinem Buche das herzererschütternde Schicksal seiner Landsleute.“

Chefredakteur Fr. H. Reimesch im „Hamburger Fremdenblatt“.

... einem historischen Dokument, das niemand ohne Erschütterung wird lesen können.“

Dr. Ammende

in der „Züricher Zeitung“ und der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“.

„Die Einzelheiten aus den Hungerjahren und den Verfolgungszeiten sind so fürchtbar, daß kein öffentlicher Vortrag sie darstellen kann. Sie müssen gelesen werden. Nehmt selbst und lest! Das Buch von Johannes Schleuning ist eine Botschaft an das ganze deutsche Volk, ja an alle Völker der Erde, eine Warnung vor dem Verderben, das drohend gegen uns alle heraufzieht. — Wer Ohren hat zu hören, der höre!“
(Aus: „Bausteine zur Erneuerung der Kirche“, Halle a. d. Saale.) K.

Das Zentral-Komitee der Deutschen aus Rußland G.D., Berlin NW 52, Schloß Bellevue,

begründet im Jahre 1921 durch Pfarrer Schleuning und seine Freunde, betreut die Rußlanddeutschen in der Zerstreuung und hilft den in Sowjetrußland so schwer Ringenden, wo immer ihm die Möglichkeit dazu geboten wird. Wer den notleidenden Rußlanddeutschen helfen will, wende sich an diese Organisation.

Druckerei des Christlichen Zeitschriftenvereins, Berlin SW 68.
